

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern
den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Inhalt:

Im Bahr-el-Ghazal 25. — Besuch der Christen zu Kassala (Fortsetzung) 29. — Zur Ankunft des Sirdar in Khartum 32. — Kaiserjubiläumsfeier in Khartum 34. — Aus dem Missionsleben: Aus Altigo 36. Missionär und Arzt 37. — Unterhaltendes: Doppelte Ketten 41. — Verschiedenes: Der Todeschwur, ein afrikanisches Sittenbild, 47. — Weiteres 48.

Abbildungen: Ein Missionär beim Krankenbesuch. — Post- und Telegraphenamt Tonga. — San im Bahr-el-Ghazal. — Schillufrauen. — Beamtenwohnung am Nilfai in Khartum. — Er lief, was er laufen konnte ...

Gebetserhörungen und Empfehlungen liefen ein aus: Bozen — Innsbruck — Kirchheurnbach — Lana — Marling — Oberau — Reichenberg — Rückersdorf — Salzburg — St. Pölten — Seitenstetten — Todtnauberg — Uffing — Völsan — Wien — Zell.

Dem göttlichen Herzen Jesu, der hl. Jungfrau Maria, dem hl. Josef und dem hl. Judas Thaddäus sei Dank gesagt: für auffallende Hilfe nach drei Monaten — für glücklich überstandene Krankheit.

Man bittet ums Gebet: für ein blindes Mütterlein — für eine geistestranke Mutter — um Befreiung von einem schweren Halsleiden und in vielen andern Anliegen.

Im Falle der Erhörung haben mehrere Veröffentlichung versprochen.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der hl. Jungfrau Maria und dem hl. Josef sei Lob, Preis und Dank für Erhörung in vielen Anliegen der Seele und des Leibes.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Frau **Maria Trettau** (Zehring); Herr **Georg Welsch** (Kirchheurnbach); Frau **Anna Welsch** (Kirchheurnbach); Hochw. **P. Modestus Leitner** (Seitenstetten); Herr **Niederegger** (Welsberg); Herr **Leonhard Gruber** (Niederan); Hochw. Herr **Franz Richter** (Georgsvalde); Hochw. Herr **J. Ettl** (Waldsturn); Frau **Maria Kurzmann** (Hl.-Kreuz a. Waasen); Herr **Baumgartner** (Weibern); Frau **Kreszenz Willert** (Ehrenburg); Hochw. Herr **Stephan Knosch** (Innsbruck).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Briefkasten der Redaktion.

Aus **Kohlgrub** sandte einer 2 Mark in Briefmarken, jedoch ohne Namen. Wer ist es? Damit wir buchen können.

An **H. H.** Briefporto aus Deutschland nach Oesterreich ist einfach wie im Inland, also 10 Pfennig, bitte die überzähligen Marken in den Brief zu legen.

Nach **Innsbruck**. Wie bemerkt, nehmen wir gebrauchte Briefmarken in allen Quantitäten dankbarst

an, doch lohnt es sich mehr, in größeren Quantitäten als Postpaket zu senden. Gewöhnliche Postkarten jedoch nicht, weil keine Verwendung.

Nach **Marburg**. Die Spenden von den Kindern der Mädchenbürgerschule haben wir ihrem Zwecke zugeführt. Der göttliche Kinderfreund wird ohne Zweifel die milde Gabe für die Heidentinder dem Katecheten sowohl wie auch den Schulkindern reichlich lohnen.

Redaktionschuß: Am 15. Jänner 1909.

Gaben-Verzeichnis vom 8. Dezember 1908 bis 1. Jänner 1909.

In Kronen.

Abtei P. D. 2.—; Abtenau J. Sch. 1.—; Almdorf U. Sch. 1.—; Algrund J. M. 1.—; E. M. 1.—; Althofen P. J. R. 4.—; Altmünster W. d. E. 34.—; Alm J. M. 1.—; Amlach T. M. 2.—; Andrian A. L. 1.—; N. R. 18.—; J. H. 6.—; Anthering Fr. J. F. 2.—; Aischach a. St. W. d. E. 41.—; Attersee W. d. E. 21.48; Au J. B. 3.—; Aubing A. St. 1.07; Auer J. B. 3.—; Augsburg C. B. 7.08; Bach G. J. 3.—; Bachwinzl J. R. 2.—; Bad Hall W. d. E. 158.—; Bad Fischl W. d. E. 45.—; Legat 1000.—; Batszkef Pfr. J. R. —.90;

Bichlbach M. M. 1.—; Bozen M. Sch. 3.—; Kan. A. D. 1.—; Brigen Domb. M. H. 18.—; N. R. 2.—; Fürstbischof Dr. Altenweisel 133.—; Brumet J. D. 1.—; Buchberg P. D. 1.17; Buchkirchen P. U. 1.—; A. E. 1.—; W. d. E. 24.63; Cortina A. P. 10.—; Cortina E. L. 2.—; Dornbirn M. M. 1.—; Geis. B. 1.—; M. W. 5.—; G. R. —.30; Dölsach J. D. 2.—; Durnholz R. A. M. 1.—; Ebnsee W. d. E. 29.—; Ellen Exp. J. P. 8.—; Erdington Ben. A. 2.—; Egenhausen M. W. 1.17; Fischbachl B. R. 1.17; Fischdorf A. B. 1.—; Flars



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung
der Missionstätigkeit der Söhne des hl. Herzens Jesu und sucht Verständnis
und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika)

Der Stern der Neger erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben
Aboementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K 2 Mk 3 fr.
der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt!
für die Wohltäter werden wöchentlich 2 hl. Messen gelesen
Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brunn, Zeitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest u. Wien

Heft 2.

Februar 1909.

XII. Jahrg.

Im Bahr-el-Ghazal.

(Schluß.)

Bericht des hochwft. Bischofs Msgr. Franz Xaver Geyer an den hochwft. P. General.

Von Bau begab ich mich nach unserer neuen Station Cleveland=Mbili, wo ich mich vom 11. bis zum 16. August aufhielt. Die Station ist ungefähr fünf Viertelfstunden vom Djurflusse entfernt. Ein langer Pfiff des „Redemptor“ verkündete den Eingeborenen der nächsten Umgebung unsere Ankunft und sogleich eilten sie mit der frohen Kunde zur Station. Zwei Patres kamen sogleich zum Flusse herab, um uns zu begrüßen und für den Transport der für sie bestimmten Sachen zu sorgen. Dieser Transport war wegen des vielen Regens gar nicht so leicht und es dauerte mehrere Tage, bis man damit zu Ende war. Was man in Cleveland in wenigen Monaten zur materiellen Bestellung der Station schon getan hat, verjetzte mich wirklich in großes Staunen. Fünf Hütten umgeben einen breiten, reinlichgehaltenen Hofraum; eine von ihnen dient als Kapelle, in welcher

das Allerheiligste aufbewahrt wird, eine andere als Küche und die übrigen drei sind zugleich Wohnung für die Patres und Brüder, Magazin, Speisezimmer usw. Ein Brunnen liefert reines Wasser und Bruder Klemens versteht es, seinem gut gehaltenen Garten vortreffliches Gemüse abzugewinnen, und das, obwohl sich vor wenigen Monaten an der Stelle der Mission ein dichter Wald befand. In dieser kurzen Zeit wurden die Bäume niedergehauen, die Gesträuche abgehackt, die Wurzeln ausgegraben, die Bodenfläche geebnet und gereinigt.

Wenn man bedenkt, wie wenig Hilfe man von seiten der Eingeborenen haben kann, da sie überhaupt keine großen Liebhaber der Arbeit und überdies um diese Zeit mit der Bestellung ihrer eigenen Felder beschäftigt sind, kann man sich schon eine Vorstellung machen, welche Mühe diese Arbeit den Mis-

sionären gekostet hat. Als ich die guten Patres fragte, wie es denn möglich war, in so kurzer Zeit soviel zu leisten, zeigten sie mir als einzige Antwort ihre mit Schwielen bedeckten Hände. Dabei sind sie in sehr schwieriger Lage und besonders in dieser feuchten Jahreszeit unzähligen Entbehrungen ausgesetzt. Eine bessere, trockene und gesunde Wohnung ist für sie das Allernotwendigste.

Während meines Aufenthaltes unter ihnen sah ich selbst, wie sie gleich Packträgern arbeiteten, um die vom „Redemptor“ gebrachten Vorräte an Ort und Stelle zu bringen. Die Hütte, welche als Speiseraum dient, ist das Hauptmagazin; da arbeiteten sie unermüdlich. Der eine brachte die Kisten und Säcke, der andere stieg auf den Dachraum, um sie dort unterzubringen. Es handelt sich nämlich um die Vorräte für ein ganzes langes Jahr, weshalb man sie auch sorgfältig aufbewahren muß. Und während sie so arbeiteten und schwitzten, wurden sie noch fortwährend von den Djur gestört, die da kamen, um bald das, bald jenes zu verlangen. Der Regen indes aber dauerte an, so daß man Eile hatte, alles, was wir gebracht hatten, ins Trockene zu bringen.

Wie viele Opfer es den Missionären kostet! Es war der Abend des ersten Tages. Sie waren nach der langen Arbeit dieses Tages recht müde und waren daran, einen Augenblick die wohlverdiente Ruhe zu genießen, als es ihnen einfiel, daß der Muli und die Rinder noch im Walde auf der Weide waren. So mußten sie alles lassen und hinaus-eilen, sie aufzusuchen und anzuhängen und daneben gegen die Fliegen und nächtlichen Raubtiere ein großes Feuer anzumachen. Mit wieviel Schweiß doch diese Station befeuchtet ist!

Das fortlaufende Tagewerk wird nur durch die Andachtsübungen unterbrochen, die zu festgesetzten Zeiten stattfinden; so erfüllt man in würdiger Weise das Ora et labora es heiligen Benedikt.

Als ich voll Bewunderung die großen Opfer der Missionäre sah, dachte ich mir: Ist es möglich, daß soviel Schweiß und Mühe für die armen Djur ohne Frucht bleibe? Doch nein, der liebe Gott wird es anzurechnen wissen und nicht zögern, seine Missionäre bald Tröstliches erleben zu lassen.

Ich las es den guten Patres vom Angesichte ab und auch aus ihren Gesprächen konnte ich es merken, daß sie, wenngleich sie diese Arbeit mit Freude und Begeisterung verrichten, doch sehnlichst wünschten, sie fertig zu haben, um sich dann ganz dem weihen zu können, wonach ihr priesterliches Herz vor allem verlangt, dem Studium der Sprache und dem religiösen Unterricht des Volkes. Indes dürfen Ew. Hochwürden nicht etwa glauben, daß sie bei ihrer vielen Arbeit in diesem Punkte bisher untätig gewesen wären. Im Gegenteil! Mit Hilfe der Handschriften des betrauten P. Vockenhuber haben sie die Gebete und den kleinen Katechismus mit den entsprechenden Abänderungen ins Reine gebracht und sind jetzt daran, einen Auszug aus der Biblischen Geschichte auszuarbeiten. Durch die Erzählung der Biblischen Geschichte suchen sie die Aufmerksamkeit der Katechumenen rege zu erhalten und sie auf die systematische Erklärung der Glaubenswahrheiten vorzubereiten.

Ich kann feststellen, daß in bezug auf den Unterricht unsere Arbeit hier in Cleveland durch die Arbeit in der früheren Station Mbili sehr erleichtert ist. Mehr oder weniger sind es dieselben Leute, die früher Mbili bewohnten und, nachdem sie dort die Fruchtbarkeit des Bodens ausgenüßt, sich in diese Gegend begeben haben. Drei Jahre hindurch waren sie mit der Mission in Verbindung gestanden und wie früher so ist auch jetzt der Häuptling Dud der treue Nachbar unserer Patres; seine Hütten sind kaum fünf Minuten von den unserigen entfernt; seine Leute holen von unserem Brunnen das Wasser; seine

zwei Töchterchen und Dud selbst kommen des Tages mehrere Male.

Andere Hütten der Djur sind eine Viertelstunde entfernt, andere eine halbe Stunde, einige wenige eine Stunde weit. Es befinden sich da gegen 800 Seelen, gerade genug, um eine Station zu beschäftigen, und doch wieder nicht so viel, um sich dem heilsamen Einfluß entziehen zu können.

Da ich den Wunsch geäußert hatte, das ganze Dorf der Mission versammelt zu sehen, lud der Obere der Station alle zu einem Balle ein, der auf den folgenden Sonntag festgelegt wurde. Indessen hatte ich Gelegenheit, mich mit vier Kindern zu beschäftigen. Dud selbst hatte sie zu mir gebracht, auf daß ich sie prüfe und bei gutem Erfolge auch belohne. Drei derselben wußten die hauptsächlichsten Gebete und zur Belohnung schenkte ich einem jeden ein Stück Tuch für Kleidung. Der letzte, ein 16jähriger Bursche namens Aquar, der älteste Sohn des Dud, wußte nichts und brüstete sich noch mit seiner Unwissenheit. Er ging denn auch leer aus. Dem anwesenden Häuptling mißfiel das sehr. Er hatte die andern angeeifert und ihr guter Erfolg freute ihn sichtlich. Beim Fiasco seines Sohnes aber verschwand von seinen Lippen das zufriedene Lächeln; er stand eine Zeitlang schweigend da, dann ging er fort. Der Ruf von den ersten Preisgekrönten bewog auch andere, sich zur Prüfung zu stellen, und ein jeder erhielt je nach Verdienst auch seinen Lohn.

Als ich eines Tages einen Knaben prüfte, kam gerade im Augenblick der Preisverteilung ein Alter herein.

„Warum bekommen nur die Kinder Geschenke?“ fragte er mich.

„Wenn du etwas weißt, bekommst auch du, was du verdienst.“

„Aber das Schulegehen ist doch nur für Kinder und ich bin schon alt.“

„Nein, zum Worte Gottes können alle kommen, Alte wie Junge.“

Auf das hin schwieg er. Schließlich begriffen auch die Erwachsenen, was ich eigentlich wünschte und was mich interessierte, weshalb sie mich immer „den Mann des Wortes Gottes“ nannten.

Die Knaben erinnerten sich noch in Dankbarkeit des guten P. Vockenhuber, von dem sie das gelernt hatten, was sie noch wußten.

Ich wollte das Grab des teuren Verstorbenen besuchen; es ist nur drei Viertelstunden von der gegenwärtigen Station entfernt. Der Platz, wo das frühere Mbili stand, ist inmitten der dichten Vegetation, die sich in der Zwischenzeit entfaltete, kaum wieder zu erkennen. Um zum Grabe zu gelangen, muß man sich durch das hohe, dichte Gras erst einen Weg bahnen. Man sieht noch das hölzerne Kreuz darüber und den kleinen Zaun ringsherum, der aber nicht mehr imstande ist, das Grab vor dem wuchernden Grase zu schützen.

Wir beteten für die Seelenruhe des verstorbenen Mitbruders.

Tief bewegt und die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge betrachtend, die mir im verwilderten Anblick jener Stelle, wo vor kurzem noch die Mission stand, und im Verluste dieses tüchtigen Missionärs so lebhaft vor Augen trat, kehrte ich nach Cleveland zurück.

Der frühe Tod dieses Vaters war für unser Werk unter den Djur wirklich ein schwerer Verlust; die Schwere desselben konnte man, wie es meist der Fall ist, erst später schätzen. Der gute Pater war der Sprache mächtig, voll Eifer und voll Liebe für die Jugend.

Am 17. August fand also der Ball statt. Ich will nicht viel Zeit verlieren, ihn zu beschreiben; es sind die gewöhnlichen Sprünge dieser Eingeborenen. Für uns war das nur eine Gelegenheit, alle Dorfbewohner versammelt zu sehen. Ich wollte diese Gelegenheit ausnützen, deshalb nahm ich mir einen Dolmetscher, der Arabisch und Djur verstand, und sprach zu den Versammelten von unserem

Werke, das nur zu ihrem Nutzen sei, und lud die Eltern ein, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Da erhob sich ein Greis und antwortete mir, daß er alles gutheiße, was ich gesprochen, daß die Djur ihre Kinder nicht zwingen würden, zum Unterricht zu kommen, ihnen aber volle Freiheit ließen, wenn sie kommen wollten. Hierauf ermunterte ich die Kinder zu kommen, und als ich das eine und andere fragte, ob sie kommen wollten, sagten sie, daß sie kämen, „wenn auch die andern kommen“.

Zum Schluß verteilte ich an die Dorfbewohner Stoffe und Kleider, um sie für die Mission zu gewinnen. Alle gingen zufrieden nach Hause.

Am Tage darauf kamen zwei Männer und fragten, warum ich nur die Kinder und nicht auch die Erwachsenen zum Unterricht eingeladen hätte; auch sie wollten kommen. Ich ließ ihnen sagen, daß auch sie willkommen seien. Den Erwachsenen stehe es eben frei zu kommen, während die Kinder von den Eltern abhängen.

Ich glaube indes nicht, daß sie kommen werden. Die Djur sind wie alle Wilden stolz und eingebildet. Unsere ganze Hoffnung gründet sich daher auf die Jugend.

Die Djur sind sowohl durch physische Anlagen als auch durch Sitten den Denka, Nuër und Schilluk verwandt, sind jedoch weniger wild als diese. Zerstreut und zwischen Wäldern verborgen, sind die Djur allem fremden Einfluß entzogen. Die Mission allein beschäftigt sich mit ihnen.

Die Missionäre haben sich denn mit ganzer Kraft ans Werk gemacht. Da es bei den Djur Sitte ist, daß die Knaben die Nacht nicht bei den Eltern zubringen, sondern in einer separaten Hütte, wo sie aus mehreren Gehöften zusammenkommen, errichteten die Unsrigen jetzt bei der Mission einen solchen Schlafraum, um so den dort Übernachtenden Religionsunterricht zu geben.

Durch eine Schmiedewerkstätte sucht man die Größeren und durch Ackerbau die Familien heranzuziehen. Mit einem Wort: *fervet opus*.

Fast ungern verließ ich die guten Djur in der Überzeugung, daß diese Station eine der schönsten und vielverheißendsten unseres Vikariats ist.

* * *

Ich benützte den hohen Wasserstand des Flusses und reiste mit dem hochw. P. Tappi gegen Süden, um zu sehen, wie weit man mit unserem „Redemptor“ vordringen könnte. Dieser Abstecher sollte zur Landreise, die ich vor zwei Jahren in das Land der Njam-Njam machte, eine Ergänzung bilden.

Gegen Süden vordringend, wird der Fluß immer enger, die Katarakte immer häufiger. Beim Anblick dieser Schwierigkeiten und Hindernisse nahm der Steuermann, ein Mohammedaner, seine heiligsten Amulette heraus, um sich gegen Unglück zu schützen. „Das sind keine Wege für Dampfer,“ brummte er, „nur weil du es so willst, gehe ich weiter.“ Am nächsten Tage hörten wir vom hohen Grafe des Ufers aus Freudenrufe; es waren Bellanda, die das Schiff begrüßten.

Nach 18 Stunden waren wir beim Katarakt von Raffili angelangt. Im Jahre 1906 hatte ich von Bau nach Raffili zu Lande vier Tage gebraucht; der Dampfer macht es in 24 Stunden.

Wir versuchten lange bald rechts, bald links einen der verschiedenen Kanäle zu passieren, es war unmöglich. Die Strömung war so stark, daß sie den Dampfer gegen den Fels geschleudert hätte.

Weiter oben ist noch ein zweiter Wasserfall, der das ganze Flußbett einnimmt; er ist noch wilder als dieser.

„Für uns Schiffer“, sagte der Fährmann, „gibt es zwei gefährliche Dinge: Wind und Katarakte; sonst fürchten wir nichts. Wir stehen hier einem Katarakt gegenüber, den kein Dampfer je passieren wird, auch wenn das

Wasser höher stünde als jetzt. Und wenn man auch passieren könnte, so kann man nicht mehr zurückkehren.“

Also stopp! Von Raffili nach Tombora, bis wohin ich das letztemal vordrang, braucht man sechs Tage. Wenn ich daran denke, daß unsere Missionäre in Rayango, die 30 Meilen von Bau entfernt sind, im Transport ihrer Lebensmittelvorräte schon große Schwierigkeit haben, schreckt mich der Gedanke an die mehr

als 100 Meilen, die Raffili von Tombora und den Njam-Njam trennen.

Und doch muß mit der Mission unter den Njam-Njam einmal begonnen werden und es wird auch der Tag kommen, wo man sie eröffnen wird. Die göttliche Vorsehung wird es an der Hilfe nicht fehlen lassen; doch dazu braucht es viel, viel Geld.

In elf Stunden kehrten wir von Raffili nach Bau zurück.

Besuch der Christen zu Kássala.

Bericht des hochw. P. Otto Huber F. S. C.

(Fortsetzung.)

Wir zogen voran ohne längeren Aufenthalt. „Weißt du auch, was für Leute hier in den Gegenden wohnen?“ fragte mich der Kameltreiber. „Nein“, gab ich zur Antwort. „Es sind die Nomadenstämme der Zibedi- und Bodnan-Araber“, sagte er; „sie entstammen dem Hedjás (in Arabien). Es sind dies von Gott bevorzugte Leute; sie genießen die Wohlthaten des Herrn in reichlicherem Maße als wir gewöhnliche Gläubige. So hat vor kurzem wieder ein Zibedi-Araber drüben im Hedjás das Glück gehabt, die Spuren des Kamels zu sehen, das Imam Ali Mjad Allah trägt.“ „Wieso denn?“ fragte ich erstaunt. „Du weißt also nichts von dem großen Wundermann, dem Imam Ali“, bemerkte er und begann mir ein höchst interessantes Kapitel zu erzählen aus seiner mohammedanischen Heiligenlegende. Ich lauschte ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit.

„Der Imam Ali“, begann mein Kameltreiber im Tone der Überzeugung, „lebte zu Zeiten des Propheten. Er war ein Mann von außerordentlichen, ja übernatürlichen Taten, weshalb ihm der glorreiche Beiname Mjad Allah, das heißt: der Löwe Gottes, zuteil wurde. Unter den verschiedenen Kleidertrachten bevorzugte der Imam einen roten

Kaftan. Die rote Farbe schien ihn mit einem ganz besondern Tatendrang zu befeelen. Hatte er den roten Kaftan an, so brachte er die ganze Stadt durcheinander. Bisweilen eignete es sich, daß er nebst dem roten Kaftan auch noch einen roten Turban trug. Da wühlte er die ganze Provinz auf und verursachte dem Propheten ernstliche Sorgen, so daß dieser sich genötigt sah, den riesenstarken Imam ein wenig zu überwachen.

Eines Tages kamen die Diener des Propheten in kopfloser Eile herbeigelaufen. „Herr“, riefen sie bestürzt aus, „der Imam Ali ist aus seiner Wohnung herausgekommen mit rotem Kaftan und rotem Turban; seine Augen flammen wie der Blitz. Soeben schickt er sich an, ein rotes Roß zu besteigen. Wehe heute uns!“ „Um Gottes Willen, holt ihn doch ein und verhindert den Gewaltigen am Besteigen des roten Rosses“, befahl der Prophet den Seinigen, „denn sonst geht heute das Weltall in Trümmer.“ Mit knapper Not und nach vielen Bitten gelang es endlich den getreuen Dienern, den löwenmutigen Imam zu beugen und ihn an seinem Vorhaben zu hindern, und so, Gott Lob und Dank, wurde die Erde vor einem frühzeitigen Untergang bewahrt.

Der Imam Ali Mjad Allah besaß außer



Ein Missionär beim Krankenbesuch.

Der kleine Schreier, den der Missionär auf dem Schoße hält, hat seine Melodie schon geendet und singt, nachdem er getauft wurde, mit den Engeln im Himmel das ewige Alleluja. (Siehe Text S. 37.)



Post- und Télégraphenamt Tonga.

Das provisorische Gebäude ist eine armselige Lehmhütte, die mit Stroh gedeckt ist. Hoffentlich macht dieselbe bald einem stattlichen Gebäude Platz, da Tonga einen Knotenpunkt mehrerer Straßen bildet. (Siehe Text S. 37.)

seiner Wunderkraft auch ein weiches, mittheilsvolles Herz; er spendete Trost und kräftige Hilfe allen denjenigen, die er in Trübsalen sah. Eines Tages ging er die Straße entlang, als er ein Mädchen stehen sah, das bitterlich weinte. „Mädchen, warum weinst du so arg? Was ist dir geschehen?“ fragte der Imam Ali mit gerührtem Herzen. „O Herr, es ist mir ein großes Mißgeschick widerfahren“, schluchzte das Mädchen. „Im Auftrag meiner Eltern war ich gegangen, um Milch zu kaufen. Gerade war ich auf dem Heimweg mit dem vollen Milchgefäß, als dieses, ich weiß nicht, wie, meinen Händen entglitt, auf die Erde fiel und in Scherben ging. Nun habe ich Angst, nach Hause zu gehen, denn ich befürchte, daß meine Eltern mich deswegen schlagen.“ „Tröste dich“, sagte mittheilsvoll der Imam, „ich werde dir zu helfen versuchen.“ So sagend, berührte er mit seiner Zauberrute die am Boden zerstreut liegenden Scherben und diese fügten sich aneinander, wie wenn nie ein Bruch vorhanden gewesen wäre. Dann erfaßte er mit seinen wundertätigen Händen die milchgetränkte Erde und preßte ihr die Milch aus, welche über seine Finger herab in das untenstehende Gefäß floß. Er übergab hierauf dem überglücklichen Mädchen das Gefäß nebst der Milch und dieses ging freudestrahlend nach Hause.

Jedoch gegen ein solches Vorgehen empörte sich die Erde. „O Imam Ali, warum quälst du mich so?“ sprach sie, während er sie zwischen seinen Fingern preßte. „Weißt du denn nicht, daß ich eines Tages auch dich in meinem Schoß umhüllen werde?“ „Keineswegs wirst

du mich in deinem Schoße empfangen“, rief entrüstet Ali und er schwor, daß dies nie und nimmer der Fall sein würde.

Der Imam Ali lebte hierauf noch lange Jahre, tat vieles zum Wohle der Menschheit und endlich starb er. Seine Verwandten, eingedenk des Schwures, den er zu seinen Lebzeiten gemacht hatte, begruben ihn nicht, sondern umwickelten des Imams sterbliche Hülle fleißig mit Tüchern und banden sie auf ein Kamel, dem freier Lauf gelassen wurde. Dieses verschwand auf geheimnisvollen Pfaden, geleitet vom Geiste des Verbliebenen, und erfreut sich der Unsterblichkeit. Geschlechter kommen und vergehen; 1320 Jahre sind bereits verflossen, seitdem dies geschah, aber das Andenken des großen Imams lebt weiter. Von Zeit zu Zeit erscheint er am Wüstenrande, damit die Sterblichen sich seiner erinnern. Erst vor kurzem hat wiederum ein Zibediaraber drüben im heiligen Lande, im Hedjäs, das große Glück gehabt, die Spuren des Kamels zu sehen, das den Imam trägt.

Noch lange Jahre wird er verborgen bleiben von der ewig schweigenden Wüste wie von einem Schleier umhüllt. Erst bei der Auferstehung der Toten wird das Kamel erscheinen vor aller Welt; der gewaltige Imam wird dann aufwachen von seinem Schlafe und herabsteigen vom Kamele in seiner alten Tatkraft. „Ja, Herr, wir haben große Heilige“, rief begeistert mein Kameltreiber aus. „Glück denjenigen, die am Ende der Welt das Los haben, in der Umgebung des Imams Ali Had Allah zu stehen, denn diesen ist der Himmel sicher.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ankunft des Sirdar in Khartum.

Es war am 7. November, gegen 7³/₄ Uhr, als man plötzlich Kanonendonner vernahm. Ich kam gerade aus der Kapelle der

Schwestern (Fromme Mütter des Negerlandes) in Halfaya (Khartum-North), wo diese eine Schule und eine kleine Apotheke unterhalten.

Ich war gespannt. Es war wohl dies der Tag, an dem der Sirdar nach seinem Urlaub oder seiner Vakanz, wie man es zu nennen beliebt, wieder vom lieben England kommend und nach kurzem Aufenthalt in Ägypten hier anlangen sollte.

Die Zeit der Ankunft war, wie man die letzten Tage sagte, um 8^{1/2} Uhr. Jedenfalls überraschte er nicht Personen und Elemente, auf die es bei einer solchen Gelegenheit ankommt. Telegramme werden natürlich früh genug dafür gesorgt haben. Ich dachte beim Vernehmen dieser Schüsse — es sind die 19 oder 20 offiziellen Schüsse — an vorbereitende Rundgebungen für den Empfang.

Als ich mich jedoch in der Richtung des Bahnhofes aufmachte, um von dort mit der Mahdia (Schiff) über den Blauen Nil nach Khartum zu setzen, hörte ich allerhand Töne und Stimmen erklingen, jedoch nicht nach europäischem Muster und Geschmack, sondern nach sudanesischem. Je näher ich der Stelle kam, um so deutlicher konnte ich Bestimmtes heraus entnehmen aus dem wirren Durcheinander von Stimmen und Poltern. Man sang und schrie und bearbeitete eifrig die Trommel.

Ich freute mich in der zuversichtlichen Hoffnung, das erste Mal den Sirdar, Sir Wingate, sehen zu können. Doch dem war nicht so. Das Schiff hatte ihn bereits auf die andere Seite des Nil vor seinen Palast am Kai gebracht. Ich konnte nur einigermaßen noch die Zusammensetzung der Menge in dem langen Zuge mustern, der sich in das Innere von Halfaya tanzend, singend und musizierend zurückzog.

In dem langen, unabsehbaren Zuge, der sich vom Empfangsplatz entfernte, konnte man zahlreiche Musikbanden bemerken, wenn es erlaubt ist, dieses schöne Wort zu entweihen durch dessen Anwendung für diesen Fall. Die herrliche Musikbande bestand nämlich aus einer Gruppe krächzender Weiber, die, um

die Kunst zu vollenden, sich mit Instrumenten versehen hatten, die europäischen Musikinstrumenten für Leute einer gewissen Altersstufe ziemlich nahe kamen, wenn nicht gleichen, insofern wenigstens waren sie modern. Die Musikdirigentin war versehen mit einer ganz respektablen alten Pflaume, die sie auf der rechten Schulter trug. Hinter ihr schritten zwei Weiber, die in schönem Takt die Trommel schlugen. Diesen folgten 10 bis 15 andere Musikantinnen mit den verschiedensten Arten von Rannen, worunter die Petroleumkanne bevorzugt erschien. Alle zusammen machten so, nach einem gewissen Takte sich richtend, einen ohrenbetäubenden Lärm. Es sind solcher Musikbanden nicht etwa bloß eine, sondern mehrere. Bei uns in Europa würde man so etwas arrangieren, um jemand eine Klagenmusik zu machen oder höchstens, um den Fasching zu begraben. Hier aber betrachtet man so etwas mit der größten Muße; man hört es eben zu oft, doch selten etwas Besseres.

Neben diesen Begrüßungsarten wurden von den Eingeborenen zur Erhöhung der Feierlichkeit auch Tänzer gestellt. Sie erschienen in Gruppen von sieben oder acht Mann, die zierlich hüpfen und dabei allerhand Gestikulationen mit Stöcken machten und dabei den Anschein erweckten, als ob sie miteinander fechten wollten. Zu gleicher Zeit bewegten sie sich im Kreise und gingen mit der Menge vorwärts.

Dieses sind die Begrüßungsformen der Sudanesen, die ohne Zweifel dabei von der Regierung besser bezahlt wurden als die verschiedenen Persönlichkeiten aus der Beamtenschaft und dem Offizierskorps, um von der Militärmusik und den Paraden hier nicht zu sprechen. Diese tun es aus Schicklichkeit und um der Empfehlung willen, jene auf Verschönerung hin und für Geschenke.

Es ist eben leider Tatsache, daß diese Regierung von den niederen und auch zum

Teil von den höheren Volksklassen ungern gesehen ist, um nicht zu sagen, daß sie gehaßt ist. Man kann bemerken, die ganze Beamten-schaft, soweit es sich natürlich um ägyptische und sudanesishe Elemente handelt, und deren sind viele, schaut zuversichtlich der Verwirklichung ihrer geträumten Hoffnung vom kommenden Sturz dieser Regierung entgegen.

— Ein anderer Mahdi wäre ihnen nicht unerwünscht. — Wolle Gott so etwas abwenden, es geschähe ohne Zweifel zum größten Nachteil der Eingeborenen in materieller und geistiger Beziehung, das wird hier kaum ein Denkender in Zweifel ziehen, wenn er auch nicht alles Gegenwärtige billigt. Hoffen wir das Beste. Das walte Gott!



Wau im Habr-el-Ghazal.

Unser Bild zeigt die Bauart im Innersten des Sudan. Diese Hütten dienen zu Regierungszwecken. Wau, das bestimmt ist, eine Stadt zu werden, weist jedoch auch schon stattliche Bauten auf, die meistens Privatwohnungen der Beamten sind.

Kaiserjubiläumsfeier in Khartum.

Khartum, 4. Dezember 1908.

Alle österreichischen Zeitungen klangen dieses Jahr wider von Berichten über das Kaiserjubiläum. Sogar bis in das Herz von Afrika drang dessen Echo und ermahnte uns eindringlich, auch unsern Gefühlen gegen den hohen Protektor unserer Mission einen würdigen Ausdruck zu verleihen. Aus verschiedenen Gründen wurde der 2. Dezember zur Ver-

anstaltung der Feier gewählt; nicht nur weil es gerade der 60. Jahrestag der Thronbesteigung ist, sondern hauptsächlich, weil an diesem Tag ein zahlreicherer Besuch zu erwarten war als in den heißen Sommermonaten, wo fast alle höheren Beamten außerhalb des Sudan in der Sommerfrische weilen.

Schon lange vor 9 Uhr begannen sich die Gäste im geräumigen Missionsgarten zu

sammeln. Punkt 9 Uhr traf Seine Exzellenz Sir Wingate Pascha, Sirdar und Generalgouverneur des Sudan, mit seinem Adjutanten hier ein, ferner erschienen Seine Exzellenz Rudolf Baron von Elatin Pascha, Generalinspektor, Wilson Bey, Gouverneur der Pro-

und last not least unsere christlichen Neger. Auch die christliche Gemeinde von Omdurman ließ es sich nicht nehmen, eine Vertretung zu entsenden, welche noch zahlreicher gewesen wäre, falls Hochw. P. Ohrwalder nicht auch dortselbst eine kleine Feier veranstaltet hätte;



Schillukfrauen.

Die Mutter, die ihren Sprößling auf den Armen trägt, ist mit einem Tierfell bekleidet, das über die Schulter geworfen und mit den Beinen zusammengebunden ist. Selbst der Kopf wird daran gelassen und hängt als Schmuck vorn herab. Die andere, mit einfachen Fellen bedeckt, hält eine echte Schillukpfeife im Munde. Im Hintergrund sieht man das rohe Geslecht, das den Schillukhof umgibt.

vinz Khartum; alle in voller Uniform und dekoriert mit ihren zahlreichen Orden. Von der Zivilbevölkerung Khartums waren erschienen die österreichische Kolonie vollzählig unter Führung des Grafen Los aus Galizien, der zufällig als Tourist hier in Khartum weilte, sowie Vertreter der verschiedenen Stationen

die Vertretung unserer verschiedenen Schulen brauche ich nicht erst zu erwähnen.

Nachdem Seine Exzellenz der Sirdar auf dem für ihn bereiteten Stuhle Platz genommen, begann die Pontifikalmesse. Nach dem Evangelium richtete Bischof Geher an die Anwesenden in deutscher Sprache folgende Worte:

„Es sind heute 60 Jahre, daß Seine Apostolische Majestät Kaiser Franz Josef I. den glorreichen Thron Habsburgs in den österreichischen Landen bestiegen hat. Alle Stämme und Völker Österreichs haben ihrem geliebten Landesvater in diesem Jahre ihre Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit durch Veranstaltung besonderer Feste kundgetan. Erzherzoge und Erzherzoginnen, Reiche und Arme, alle haben sich zusammengetan, um ihrem Kaiser zu huldigen. Auch wir wollen uns dieser großen Schar anschließen und heute unser Kaiserfest feiern, aber wir tun dieses nicht deshalb, weil es auch andere so gemacht haben; nein, wir haben einen ganz besondern Grund. Außer unserer Verehrung, Liebe und Achtung müssen wir dem hehren Subelkaiser auch unsere Dankbarkeit zum Ausdruck bringen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat Seine Apostolische Majestät das Protektorat unserer Mission übernommen und seit jenem Tage hat die Mission oft Gelegenheit gehabt, den wirksamen Schutz ihres hohen Schutzherrn zu erfahren.

Mehr als 50 österreichische Missionäre haben ihr Leben für die Ziele der Mission im jugendlichen Alter geopfert und ihre letzte Ruhestätte unter der brennenden Sonne Zentralafrikas gefunden; ungeheure Geldsummen kamen aus Österreich hierher. Schon vor

50 Jahren trugen Österreichs Söhne die frohe Botschaft hin bis in die Nähe des Äquators und wie heute, so stieg auch damals schon aus dankerfülltem Herzen das Gebet zum Himmel des südlichen Sternenkreuzes: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land“. Ja, o Herr, erhalte ihn uns noch recht viele Jahre zu unserem und zum Wohle all seiner Untertanen, laß ihn in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit bis zur äußersten Grenze menschlichen Lebens gelangen.“

Nach diesen Worten dankte Seine bischöfliche Gnaden noch speziell dem Sirdar für sein gütiges Erscheinen. Nachdem das Teedeum gesungen und die letzten Töne der Kaiserhymne verklungen waren, begaben sich die Gäste in den Divan (Empfangszimmer), um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Monsignore Bischof Geyer stellte Seiner Exzellenz dem Sirdar die verschiedenen Gäste vor und dankte noch einmal allen Anwesenden für ihr gütiges Erscheinen. Der Sirdar brachte sodann einen Toast auf Seine Apostolische Majestät aus, der begeistert aufgenommen wurde.

Denjenigen, die nicht persönlich an der Feier teilnehmen konnten, sowie der ganzen Stadt gab die österreichisch-ungarische Flagge, welche zwischen der englischen und ägyptischen den ganzen Tag über auf dem Missionshause gehißt war, von der Feier Kunde.

Aus dem Missionsleben.

Aus Attigo.

(Fortsetzung
und Schluß.)

Reges Leben herrscht jetzt hier in Tonga, natürlich nicht zu unserem Troste. Die Regierung baut nämlich von Tonga bis nach Elliri im Distrikt Kordofan eine Straße, wenn man sie so nennen darf. (S. Bild Heft 1, S. 14.)

Zwischen dem südlichen Kordofan, wo die Propheten (Mahdi) so gerne aufstehen und den Fanatismus entfachen, und dem Nil ist hier die nächste Verbindung (es sind nur zwei Tagereisen) und so bereitet sich die Regierung einen offenen, zu jeder Jahreszeit brauchbaren Weg, um im Falle eines etwaigen Mahdi-

Aufstandes ihm sofort ihre militärischen Huldigungen entgegenzubringen.

Zum Baue dieser Straße hat die Regierung eine ganze Karawane Araber, Muselmänner, kurz, einen Mischmasch von allen Volksstämmen des Sudan dahergeschickt als Arbeiter, die zu unserem Nachteil nicht den besten Eindruck auf unsere Schiffe machen. Hinter der Mission ist der Übergang über den Soko, ein Chor, ein Nebenarm des Nil. Auf vier eisernen Säulen ist eine Art schwimmende Brücke, vier Meter lang, gebaut und diese wird mit einem Drahtseil hingeherzogen. (S. Bild in Heft 1, S. 11.)

* * *

An der bekannten Kap—Kairo-Linie der transafrikanischen Eisenbahn wird sowohl vom Süden gegen Norden als auch umgekehrt rüstig gearbeitet. Ein paar Stunden von hier, nämlich am Bahr-el-Zeraf, wird sie vorübergeführt. Tonga wird somit ein wichtiger Knotenpunkt verschiedener Verkehrsstraßen.

Seit einem Jahre haben wir hier auch schon den Telegraph. Der von Khartum kommende Draht geht über Teufisia und nimmt von hier die Richtung landeinwärts und endigt in Elliri (Kordofan). Die Telegraphenstation befindet sich gleich neben der Mission. Bis jetzt ist es nur eine viereckige Lehmhütte, die mit Stroh gedeckt ist; damit das Gebäude nicht einstürze, wurden die Mauern mit Stützen umgeben. Das Schönste dabei war wohl, daß der erste Telegraphist feierlich auf einen weißen Bogen Papier schrieb: „Post and Telegraph Office Tonga“, das heißt: „Post- und Telegraphenamnt Tonga“ und denselben als Schild an die Türe hängte. (S. Bild S. 31.) Ein großer Vorteil ist es, die Post so nahe zu haben, nichtsdestoweniger gelangt eine Nachricht aus Europa erst nach drei Wochen zu uns, wenn das Postschiff nicht schon unterwegs unfreiwillige Raststationen machen mußte.

Das Missionspersonal erfreut sich, Gott sei Dank, der besten Gesundheit. Unter den Kindern hingegen herrscht hier sowie in der ganzen Umgebung starker Keuchhusten. Wir laufen deshalb häufig herum, um den Kleinen in Todesgefahr ein sicheres Reisebillet zu geben. Manche dieser Kleinen haben ihren glücklichen Flug zum Himmel vollendet; ein Trost für uns, manchem dieser armen Neger den Himmel geöffnet zu haben.

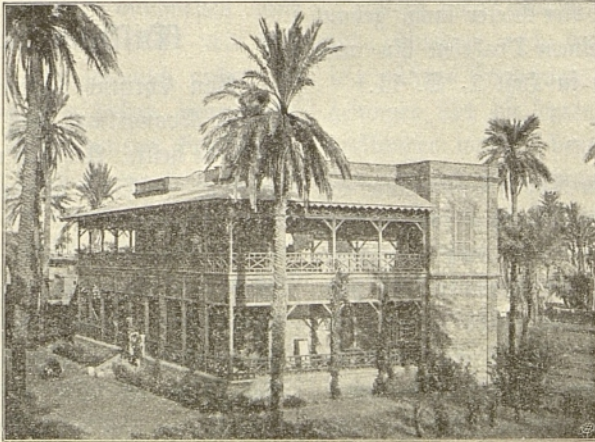
Missionär und Arzt.

Von Christus, unserem Erlöser, sagt das heilige Evangelium, daß er überall Gutes tat und alle heilte. Ähnlich muß es der Missionär machen. — Einer unserer Missionäre berichtet uns folgendes:

Die Gegend ist hier ziemlich gesund, doch leiden die Neger auch hier an verschiedenen Krankheiten. Nächst den Magenbeschwerden, die ja unter den Negern etwas Gewöhnliches sind, sind die am häufigsten auftretenden Krankheiten jene an der Haut, fast durchwegs ansteckend, welche durch die Stiche giftiger Insekten verursacht werden. Ein ebenfalls sehr häufiges Uebel sind die Augenkrankheiten und die Luftröhrenentzündungen, die hauptsächlich während der Regenzeit auftreten. Bei allen diesen Uebeln bevorzugt man vor unserem Rezeptenbuch dasjenige des Landes, das mündlich von Generation auf Generation überliefert wird. Gewisse Teearten, aus gekochten Baumrinden bereitet, der Saft bestimmter Früchte, Pflanzen und Wurzeln sind manchmal von „unfehlbarer“ Wirkung. Es ist da ganz natürlich, daß auch der Schwindel hier in Afrika einen Platz haben will. Alte Weiber und Zauberer beschwindeln das einfältige Volk und verschreiben Heilmittel, die in den seltensten Fällen gute Wirkungen zur Folge haben, meistens nur das Uebel noch verschlimmern und fast immer das abergläubische Gepräge an sich tragen.

Man glaube jedoch nicht, daß ob dieser mannigfachen Heilmethoden, die unter den Negern üblich sind, unsere Apotheke geschlossen bliebe; alles eher als dies. Ja noch mehr, nachdem sie einmal ihre eigenen Heilmittel als unwirksam erkannt haben, kommen sie zu uns und es ist sicher, daß sie mit viel geringerem Argwohn zu uns gehen als zum Hospital, das die englische Regierung zu Wau unentgeltlich eröffnet hat, von dem jedoch die Ein-

ein Neger gewesen wäre, so wäre er sicherlich gestorben; so lautete ihre Schlußfolgerung. Oft ist es der Häuptling Kahango selber, der uns allenthalben empfiehlt und die Kranken uns zuführt. Und mehr als einmal handelte es sich wirklich um ganz bedenkliche Erkrankungen. So war es einmal, als ein 20jähriger Jüngling schwer krank zu mir gebracht wurde und über dessen Stirn ich das erste Taufwasser am Bahr-el-Ghazal gießen konnte



Beamtenwohnung am Nilkai in Khartum.

Wohl den schönsten Anblick auf Khartum genießt man vom Blauen Nil aus, an dessen linkem Ufer sich ein Prachtbau an den andern reiht. Die herrlichen tropischen Palmen erhöhen noch den ohnehin schon großartigen Eindruck.

geborenen absolut nichts wissen wollen; denn ins Hospital gehen und sterben ist daselbe, pflegt man zu sagen. Niemand kommt mehr lebend heraus.

Einer der Unsrigen trat ebenfalls krank in das Hospital der Regierung ein und kam völlig geheilt wieder nach Hause; alle erfuhren von dieser Tatsache, jeder sah den Geheilten, aber änderten sie vielleicht deswegen ihre Meinung? Gütliche Hoffnung! Wenn er nicht tot ist, so muß er bald sterben, und wenn er

Das Vorhandensein einer Apotheke zu Kahango ist aber nicht nur in diesem Orte selbst und seiner nächsten Umgebung bekannt, sondern die Kunde davon drang auch schon in entferntere Gegenden. Die Njam-Njam, Bellanda, Djur usw. machen oft mehrere Tagesreisen, um zu uns zu gelangen, und in den eigens dazu errichteten Unterkunftshütten, welche die Mission ganz den Kranken zur Verfügung stellt, halten sie sich wochenlang auf. Wenn sie dann wieder abreisen, nehmen dann viele

einige Medizinfläschchen mit, welche sie dann von Zeit zu Zeit zurückschicken, oder sie kommen selbst, um sie mit Medizin füllen zu lassen.

Die Ordinationsstunden sind ziemlich häufig und stets sehr originell. Dafür nur einen Fall.

Allgemein setzt man hierzulande voraus, daß der Arzt beim Anblick des Patienten sofort weiß, was demselben fehlt, oder nur ein Wort zu sagen braucht, um die Krankheit zu erkennen. So kam auch eines Tages ein alter Kresch zu mir, und ohne weiter mir irgend welche Aufklärung zu geben, begann er:

„Du mußt doch bereits wissen, daß mein Sohn krank ist; was meinst du dazu? Gibst du mir nicht eine Medizin?“

„Mein guter Alter, was für Medizin wünschst du denn?“

„Nicht übel! Eine Medizin fürs Ohr wünsche ich natürlich.“

„Ah so! Dein Sohn hat ein Ohrenleiden?“

„Selbstverständlich.“

„Aber, wo fehlt's ihm denn im Ohr?“

„Wozu brauchst du denn das zu wissen? Gib mir eine Medizin fürs Ohr und damit basta!“

Und es ist wirklich genug. Denn es wäre von ihm zu viel verlangt, wenn ich ihm zumutete einzusehen, daß es ebenso viele mannigfache Medizinen gebe, als es Krankheiten gibt. Medizinen stehen immer schon bereit zu jeder Stunde des Tages; das wissen alle; jedoch herrscht der größte Andrang um die Zeit des Mittagessens, welche sie auch ohne Uhr mit mathematischer Genauigkeit herausfinden und mit größter Pünktlichkeit einhalten.

Warum sollte man auch nicht dabei ein wenig auf seinen eigenen Vorteil bedacht sein? Ich bemerkte z. B. mehrere, die gekommen waren, um Medizin zu holen, sich ganz zufrieden wieder entfernen, nachdem sie ein Stück Fleisch verspeist hatten, ohne auch nur mit einer Silbe weiter an die Medizin zu denken.

Wenn die Kranken sich nicht allzuweit entfernt befinden, so besuchen wir sie auch

des öfteren, wenn sie nicht selbst zu uns kommen können; bei solchen Gelegenheiten leistet uns unser Fahrrad ausgezeichnete Dienste.

In den meisten Fällen sammelt sich bei der Ankunft eines Paters im Dorfe eine Menge Menschen um das Haus des Kranken, die einen, um Erkundigungen über den Kranken einzuziehen, andere, um bei dieser Gelegenheit für sich selbst um eine Medizin zu bitten, und noch andere mit der Bitte, der Pater möchte sich auch zu ihnen begeben. Bei diesen Zusammentreffen haben wir die meisten Tausen zu verzeichnen, namentlich solche von Kindern; wir erlangen nebenbei auch noch eine genaue Kenntnis des Lebens und der Bedürfnisse der Familien.

* * *

Mit diesen paar Worten aus meiner medizinischen Praxis habe ich eigentlich alles und nichts gesagt. Wieviele schöne Episoden muß ich in der Feder stecken lassen, um nicht den Leser mit deren Aufzählung zu ermüden! Doch einige wenige will ich hier folgen lassen gleichsam als Schluß des Berichtes.

Die erste Sorge des Kranken, der sich entschließt, unsere Heilmittel zu gebrauchen, ist, namentlich bei den erstmaligen Versuchen, sich so gut er kann zu vergewissern, daß ihn die Medizin nicht ums Leben bringen wird. Ohne diese Versicherung läßt er sich schwerlich herbei zum Gebrauch der Arznei, auch wenn diese in nichts weiterem besteht als in einem einfachen Purgiermittel, einer Fleischsuppe, einer Schale Kaffee oder in einem Löffel Öl.

Aber wie stellt er dies an? Den Worten glaubt man nicht; sie wollen sich durch Taten überzeugen.

Wir haben gerade einen jungen Mann vor uns, der zum erstenmal unsere Medizin zu gebrauchen beabsichtigt. Und bei diesem Werke ist es nun bald der Vater, bald die Mutter, bald wieder ein Freund des Kranken, der ungern sich zum Versuchen herbeiläßt. Aber wer möchte es glauben? Wie oft mußte

ich selbst, trotz all meines Widerstrebens und meiner Abneigung gegen die Medizin, auch mich dazu verstehen, und überdies mit einem heitern Gesicht, Pillen, Öle, Purgiermittel usw. zu verschlucken, als wären es die besten Bonbons, und die Hände mit Salben und Schmieren der verschiedensten Art zu parfümieren! Und mit welchem Erfolg? Sehr häufig erzielte ich gar keinen günstigen, mitunter einen teilweise guten. Eine Kleinigkeit reicht hin, um in denen, welche uns zuerst Vertrauen entgegenbrachten, das frühere Mißtrauen wieder wachzurufen, z. B. ein anderes Gefäß, als das frühere war, die Farbe der Medizin, deren Geruch usw.

Diesen Eingeborenen ermangelt auch eine gewisse Fähigkeit zur Chirurgie keineswegs.

Die Aderlässe sind etwas ganz Gewöhnliches; sehr häufig sieht man an kranken Körperteilen breite und tiefe Einschnitte, die von geschickter Hand mit dem Federmesser geführt wurden und oft einen ganz abschreckenden Anblick bieten. Aber niemand gibt bei einer solchen Meßgerei einen Schmerzenslaut von sich. Man muß sich wirklich über ihre wahrhaft stoische Gefühllosigkeit wundern. Und doch, welche Furcht legen sie nicht wiederum an den Tag bei einem ganz feinen Schnitt mit meiner Lanzette! Welch ein Schreck erfüllt sie bei einem ganz unbedeutenden Jucken, verursacht durch irgend ein Desinfektionsmittel! Immer unter dem Einflusse der Furcht, sie müßten daran sterben, sah ich oft, wie die Kranken zum Flusse liefen, um sich zu baden und die Verbände im Wasser zu waschen, weil sie mit etwas Wasser mit Phenylsäure eingespritzt waren. Auch hier sind die gewöhnlichsten Mittel der beste Weg, um aus den Köpfen der Schwarzen die lang gehegten Vorurteile herauszubekommen. Jedoch ist es beim Aderlassen nicht so leicht, bei einem andern vorher die Probe zu machen. Nicht einmal im Traume fällt es einem ein, für ein Mitglied der Familie zu diesem Experiment sich herzugeben. Sollte also ich herhalten? Es

ist eine Art Martyrium, zu dem ich mich doch nicht so ohneweiters hergeben möchte. Wir benötigen also andere Kniffe, um ihnen beizukommen. Hier sei einer davon erwähnt:

Ein kleiner Leopard, den man auf schlaue Weise aus seiner Höhle zu locken wußte, als gerade seine Frau Mama abwesend war, ward mit noch einem seiner Brüderchen zur Mission gebracht. Als die Schlingels, bereits herangewachsen, dem Hühnerhause des öfteren unliebsame Besuche abstatteten und dafür sorgten, daß die Zahl der Hühner nicht zu groß würde, erhielt der eine eines Tages, als er wieder bei einer dieser seiner Visiten überrascht wurde, von einem unserer Brüder einen etwas festen Fußstoß, der ihm einen Beinbruch verursachte, welcher nach einigen Tagen zu eitern begann. Eine chirurgische Operation war somit notwendig. Das arme Tier konnte sich kaum fortschleppen auf seinen drei Beinen. Nachdem ich mich gegen die Krallen und den Rachen des gefährlichen Klienten zur Genüge versichert hatte, machte ich mich an das Geschäft, im Beisein des Häuptlings Kahango und einer Anzahl Neugieriger, die alle einstimmig den Tod des Leoparden vorher sagten.

Nach einer sorgfältigen Desinfektion richtete ich das gebrochene Gelenk wieder ein, legte um das Bein einen schützenden Verband und verpflichtete meinen geduldigen Patienten zu absoluter Ruhe. Der Erfolg hätte nicht glänzender sein können. Nachdem ich nach einiger Zeit den Verband abgenommen hatte, konnte der kleine Wildfang wieder frei und gesund herumstreifen und nun seine früheren Besuche von neuem wieder aufnehmen. Von dem Bruch blieb nicht die geringste Spur übrig. Natürlich verschaffte mir diese Heilung ein wenig Vertrauen bei den Negern und einen größeren Glauben auf meine ärztliche Kunst.

Aus dem Ganzen ersieht man, daß der Missionär nicht nur die Seele, sondern auch den Leib heilen muß; doch das tut er, um die Seelen zu gewinnen.

Unterhaltendes.

Doppelte Ketten.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Bruder gegen Bruder.

Schon im zartesten Kindesalter hatte Anton seine Eltern verloren. Unter vielen andern Opfern waren auch sie von einer tödlichen Seuche weggerafft worden. Die arme Waise war somit nach den Bestimmungen des Gesetzes Eigentum des nächsten Verwandten geworden. Kinder sind nach afrikanischer Anschauungsweise keine juristische Person, sondern eine Sache, worüber die Eltern oder Verwandten volles Eigentumsrecht besitzen.

Der Vater oder nach dessen Tod der nächste Verwandte — wir wollen ihn hier Vormund nennen — hat volle Gewalt über das Kind; er kann mit ihm machen, was er will; und fällt es ihm ein, dasselbe zu töten, so wird ihm niemand einen Vorwurf machen.

Antons Vormund hatte sich um seinen kleinen Neffen nicht die geringste Sorge genommen, ja er hatte sich sogar geweigert, ihn in sein Haus aufzunehmen. So sah sich der arme Kleine gezwungen, von Tür zu Tür sich sein Brot zu erbetteln, bis ihn sein guter Engel zur Hütte des Missionärs führte, der ihn liebevoll unter seine Waisenkinder aufnahm.

Um aber auf gesetzlichem Wege voranzugehen, begab sich der Missionär sogleich zum Vormund.

„Erlaubst du mir, den Waisenknaben aufzunehmen?“ fragte er ihn.

„Ich kümmere mich nicht um ihn, der Elende soll zugrunde gehen“, war die Antwort des herzlosen Vormundes. „Es steht dir vollkommen frei, ihn nach Belieben in deinem Waisenhanse zu erziehen. Ubrigens wundere ich mich darüber“, fügte er bei, „daß du dich der Waisen so annimmst; es wäre doch viel besser, wenn sie zugrunde gingen. Es wären dann weniger Bäume zu erhalten.“

Gar bald sah der Missionär, daß er es durchaus nicht zu bereuen hatte, Anton aufgenommen

zu haben. Der Knabe zeigte einen sehr guten Charakter und war intelligent veranlagt.

Als dann Anton zum muntern, talentvollen Burschen herangewachsen war, dachte der Missionär sogar daran, ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beizubringen. Der kleine Neger machte in seinem neuen Studium nicht unbedeutende Fortschritte und eines schönen Tages offenbarte er dem Missionär, es sei sein aufrichtiger Wunsch, Priester zu werden. Wohl zögerte der Pater mit der Antwort und reiflich prüfte er den für einen Neger so außerordentlichen Beruf, endlich kam er aber doch zu dem Resultat, daß Anton wirklich für den hohen Beruf auserwählt sei. Schon sah er in seinem Schützling den zukünftigen Priester und Mitthelfer in der Seelsorge, schon schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die Leitung der Mission in dessen Hände legen und, wenn einst das ganze Dorf christlich geworden, seine Tage unter P. Antons Beistand ruhig beschließen zu können: da kam so unerwartet jener verhängnisvolle Morgen, an welchem der Vormund sein Mündel zurückverlangte.

Das Gesetz gab ihm das Recht dazu. Der Sultan allein konnte es verhindern, doch er hatte den Missionär nicht einmal vorgelassen. Der schöne Traum war also vereitelt. Der zukünftige Priester sollte ein armer Sklave werden und viele, viele Seelen, die er hätte retten können, sollten so verloren gehen.

Menschlich gesprochen, hätte die Mission ein größeres Unglück nicht treffen können. Es schien, Gott habe sie verlassen, der Allmächtige habe sie nicht zu schützen vermocht und unwillkürlich kam dem heimgesuchten Missionär das Wort des Psalmisten über die Lippen: „Erhebe dich, o Herr, warum schläfst du?“ — Doch Gott weiß, was er tut, und oftmals läßt er Dinge zu, die den Menschen das größte Unglück dünken,

Dinge, die mit seiner Güte und Gerechtigkeit in offenem Widerspruch zu stehen scheinen, am Ende aber führen sie zu einem Ausgange, den niemand erwartet hatte, und lassen so die Wunder der Barmherzigkeit Gottes in um so hellerem Lichte erstrahlen. —

Anton hatte den Palast des Sultans erreicht.

Zahlreiche Neger umstanden wartend die Hütte desselben. Die meisten billigten die Handlungsweise des Königs, andere verurteilten sein Vorgehen, in besonderer Weise die Christen und jene Heiden, deren Kinder und Verwandte der König genommen hatte, um sie den Sklavenhändlern zu verkaufen. Energisch protestierten sie dagegen; sie verlangten Gerechtigkeit und forderten ihre Kinder zurück; allerdings nicht, weil sie dieselben liebten und es sie schmerzte, daß die Kinder einem so traurigen Lose anheimfallen sollten, sondern weil sie selbst ihre Kinder verkaufen wollten und darob erboht waren, daß der Sultan dieses einträgliche Geschäft abschloß und er allein den feinen Rum und die Perlen erhalten sollte.

Unter den Negern, welche sich um den Palast des Sultans drängten, standen auch einige Araber, echte Barrabasgesichter.

Sie sprachen mit den Negern in ihrer Mundart, so daß sie nur schwer verstanden werden

konnten. Leider gingen verschiedene auf ihre Einladung ein, mit ihnen den schmählischen Handel abzuschließen.

So mancher Vater führte sie mit sich, um ihnen sein eigenes Kind, sein Weib oder nächste Verwandte zu verkaufen.

Jetzt erst, beim Anblick dieser Schreckensszenen,

erkannte Anton, was sich in seinem Dorfe abspielte. Bis zur Stunde hatte er von der Ankunft der Sklavenjäger und ihrem abscheulichen Handel nichts erfahren. Der Anblick dieser Barbaren entrißte ihn, mehr aber noch die Niederträchtigkeit der eigenen Landsleute, die ihre Kinder verkauften. Er sprach lange mit ihnen; er wollte sie zur Einsicht bringen, sie bewegen, die Araber abzuweisen; — er schimpfte gegen den Sklavenhandel, predigte die göttliche Wahrheit von der Gleichheit aller Menschen; er zeigte ihnen die Sklaverei als ein großes Übel, als das größte Verbrechen. Aber niemand schenkte seinen Worten Gehör. —

Der Menschenhandel

ging lebhaft weiter. — Da durchzuckte Anton ein düsterer Gedanke...! Wie, wenn der Vormund ihn nur verlangte, um ihn zu verkaufen? Aber er schlug den Gedanken nieder, er war doch zu albern. Sein Vormund dachte gewiß nicht an so etwas. Oder doch...?

Noch ungestümmer verlangte er beim Sultan



Er lief, was er laufen konnte... (Seite 44.)

vorgelassen zu werden. Dieser aber nahm ihn nicht an, er hätte ihn auch gar nicht empfangen können; ein furchtbarer Rausch hatte ihn unfähig gemacht, ein Rausch, so recht für einen Sultan, der manchem armen Untertan die Freiheit gekostet hat. An Schwipps und Räusche war der Sultan sonst gewöhnt; wie manchen hatte er schon ausgeschlafen! Früher hatte er sich immer nur an der Busa oder der geschmacklosen Merissa berauscht, diesmal hatte er sich an der Rumflasche gelabt.

Während nun Anton so da stand und vergeblich Audienz verlangte, kam plötzlich zu nicht geringer Überraschung der Vormund auf ihn zu. Er war ein häßlicher, älterer Neger und heute bereits halb betrunken; er hatte einen Urenkel an die Araber verkauft und dann die zwei Flaschen Schnaps, die er dafür erhalten, mit Behagen geleert. „Endlich!“ rief er aus, als er Antons ansichtig wurde.

„Vormund! Ich habe gehört, du seiest beim Missionär gewesen, um mich zurückzufordern“, rief ihm dieser entrüstet zu.

„Ganz richtig,“ entgegnete der Vormund höhnisch lachend, „ich war dort.“

„Wozu brauchst du mich?“

„Gemächlich! — Um dich zu verhandeln, versteht sich. Hat dir's der Missionär nicht gesagt?“

Der furchtbare Verdacht war also Wirklichkeit geworden. Bis zur Stunde hatte sich der Vormund um den Jungen nicht gekümmert, jetzt wollte er ihn an die Araber verkaufen.

Auf jenes furchtbare Wort war Anton wie betäubt; er glaubte wahnsinnig zu werden. Ein Sklave sollte er werden! Er, der unterrichtete, talentvolle Christ; er, der sich in der Mission so glücklich fühlte. Er, der vom künftigen Priestertum träumte, er sollte ein Sklave werden! Unmöglich! Das konnte er nicht zulassen. Mit aller Kraft wollte er sich dem widersetzen. Wenn aber der Vormund darauf bestand? Seinem Willen konnte er sich nicht widersetzen, das Gesetz war nun einmal für ihn und der Sultan, der ja selbst viele Sklaven verkauft hatte, konnte es auch einem Untertanen nicht gut verbieten.

Er, ein Sklave! Der Missionär wußte ja doch, was der Vormund vorhatte. Warum hat er es ihm denn nicht früher gesagt? So hätte er entfliehen können. Der Wald hätte ihm so

manche treffliche Schlupfwinkel geboten. Warum hatte ihn der gute Pater nicht darauf aufmerksam gemacht?

„Du täuschst dich!“ rief Anton, aus seinen Träumen erwachend, plötzlich auf.

„O nein! Du bist mein und ich verkaufe dich.“

„Du hast dich nie um mich gekümmert!“

„Dafür jetzt um so mehr!“

„Der Missionär . . .“

„Hat dich brav aufgezogen. Du bist jetzt groß und stark . . .“

„Er hat so viel für mich getan.“

„Nicht für dich, für mich hat er es getan. Du kannst jetzt schreiben und rechnen. Der arabische Scheich braucht gerade einen solchen. Sechs Flaschen Rum hat er mir angeboten und überdies noch zwei Kleider und ein Messer. Ah, sechs Räusche und zwei schöne Kleider!“

„Mit welchem Rechte willst du mich verkaufen?“ schrie Anton jetzt erregt auf.

„Was, du willst mir dieses Recht absprechen?“

„Ich lasse mich nicht verkaufen!“

„Nicht! — Du widersehest dich meinen Befehlen? Hat man dich so deinen Vormund achten gelehrt? — Doch du hast Recht. Nein, ich werde dich nicht verkaufen . . .“

„Nicht?“ fragte Anton überrascht und schon begann er zu hoffen; doch zu schnell sah er sich enttäuscht, als der Vormund spöttisch beifügte: „denn ich habe dich schon verkauft.“

„Aber, Vormund!“

„Fertig! — Araber, dieser Bursche da gehört dem Scheich, nehmet ihn!“

„Nie und nimmer!“ schrie Anton und machte sich mit einem gewaltigen Sprung von der Bande los.

„Packt ihn! Fangt ihn ein!“ schrie der Betrunkene.

Die Araber stürzten dem Jünglinge nach. „Wer ihn fängt, bekommt eine schöne, rote Mütze“, schrie einer aus ihnen. Dieser Preis spornte auch die Neger an und sie eilten dem Flüchtigen nach.

Anton, von den Negern umgeben, holte weit aus und eilte, was er konnte. Er hoffte, den Wald zu erreichen, und war er einmal dort, so war er gerettet. Er kannte den Wald zu gut, weit besser als alle andern. Wie oft hatte er

dort gejagt; er teilte eben die abergläubische Furcht seiner Stammesgenossen nicht, die nur selten dorthin gingen, weil sie Angst hatten, sie möchten auf einen herumirrenden, blutdürstigen Götzen stoßen. Er eilte, und während er lief, flehte er zu Gott, er möge ihn von seinen Feinden erretten und ihm die Freiheit bewahren.

„O Herr, gib nicht zu, daß ich in die Hände meiner Feinde falle, auf daß ich dir einst ein würdiger Priester werden und viele, viele Seelen zu deiner Liebe führen könne.“

Das Gebet war kurz, aber innig, so recht aus Herzensgrund. Er flehte um die Freiheit, nicht so sehr aus Furcht vor den Schrecken der Sklaverei, sondern vor allem in der Hoffnung, sie einst brauchen zu können, um viel Gutes zu wirken.

Er lief, was er laufen konnte . . .

Er hat die letzten Hütten des Dorfes hinter sich; er ist im Freien, auf den besäten Feldern, die durch lange Kaktushecken abgeteilt sind. Von da sieht man den Wald, seinen Retter. Noch wenige Minuten und er hat ihn erreicht, die dichten Blätter werden ihn bergen Doch dicht hinter ihm folgen die Feinde. Welch graufiger Anblick, Brüder gegen Brüder losstürmen zu sehen, um sie grausamen Feinden auszuliefern!

Anton spannt die letzten Kräfte an.

Eine Minute trennt ihn noch vom Walde; da trifft ihn, von kundiger Hand geschleudert, ein wuchtiger Stein am Fuße. Anton wankt und stürzt zu Boden.

Wohl rafft er sich auf, doch die nächsten Verfolger haben ihn bereits erreicht und stürzen sich wütend auf ihre Beute.

„Laßt mich!“ ruft er.

„Haltet ihn! Haltet ihn fest!“

„Erbarmen! Ich bin ja euer Bruder! Der Pater wird es euch reichlich vergelten. Erbarmt euch, macht mich nicht zum Sklaven!“ fleht er sie an und kämpft, um sich von ihnen los zu machen. Doch sie hören auf sein Flehen nicht. Acht, zehn, zwanzig haben sich auf ihn geworfen und halten ihn nieder. Einige knien auf seinen Füßen, andere schlagen ihn, um ihn zur Ruhe zu bringen, andere endlich haben ihm die Kleider herabgerissen, sie zerlegt und daraus einen Strick geflochten; mit diesem knebeln sie ihn so fest, daß er sich nicht rühren kann.

Die Araber sind zur Stelle; die Neger stehen auf.

„Da ist er!“ rufen sie und überweisen den Sklavenjägern den armen Burschen, der festgebunden, erschöpft und verwundet am Boden liegt, mit Staub und Blut bedeckt.

Mit sichtlichem Genugthuung betrachten sie ihn.

„Und der Lohn?“ fragen die Neger.

„Bringt ihn zuerst ins Lager.“

Einige erheben den unglücklichen Gefangenen und von den triumphierenden Genossen umgeben, die sich des Opfers freuen, führen sie ihn ins Lager. Sie freuen sich, daß einer ihrer Landsleute den Sklavenjägern in die Hände gefallen ist, ohne auch nur an den Schaden zu denken, den sie sich selber und der Sache Afrikas zufügen, ohne zu bedenken, daß mit jedem neuen Sklaven gleichsam ein Blutstropfen vom Körper des unglücklichen Afrika fällt, dieses armen, fluchbeladenen Erdtheiles, der gerade infolge der grausamen Sklaverei langsam der Entvölkerung entgegengeht.

3. Kapitel.

Nutzlose Bitten.

Der Missionär wartete lange auf Antons Rückkehr. Je länger er ausblieb, desto größer wurde seine Besorgnis. Oder war er bereits Gefangener? Der Pater mußte sich Gewißheit verschaffen.

Wohl verließ er die Station nicht gerne; seine Gegenwart war dort notwendig, um die armen Kleinen zu verteidigen, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß man versuchen würde, das eine oder andere derselben zu rauben, um sie den Sklavenhändlern zu verkaufen; er wollte bleiben, um jeden Versuch zu verhindern. Falls noch welche Eltern kamen, um ihre Kinder zurückzufordern, wollte er ihnen abraten, wollte ihnen das Mitleid mit denselben ans Herz legen und die Pflicht, Freiheit und Leben derselben zu respektieren. Doch er liebte Anton zu sehr und der Bursche war für das Gedeihen der Mission zu notwendig, als daß der Pater sich um ihn nicht vor allen andern kümmerte. So verließ er denn seine kleine Herde.

Die Neger, denen er begegnete, waren zumeist betrunken; dieser Anblick schmerzte ihn tief, denn es war um den Preis von Menschenleben.

„Missionär!“ riefen sie ihm lallend entgegen, „warum verkaufst du deine Waisen nicht? Die Araber geben dir himmlisches Wasser dafür, von ihrem Gott selbst bereitet.“

Der Vater antwortete nicht. Er lenkte seine Schritte geradenwegs der Hütte des Häuptlings zu, um den letzten Versuch zu machen. Er traf den König auf der Türschwelle, fein gekleidet, in lebhaftem Gespräch mit einem Araber. Dieser stand hoch in Jahren; seine Gestalt war imponierend, der Gesichtsausdruck gebieterisch; der lange Bart war wie Schnee. Von weitem machte er einen ehrwürdigen Eindruck, der an die alten Patriarchen erinnern konnte. Doch näher betrachtet, entging einem das grausame Lächeln um seine Lippen und der schalkhafte, unruhige Blick nicht.

Der Missionär erkannte ihn sogleich als den Scheich und wollte sich einstweilen zurückziehen, doch der König hatte ihn schon bemerkt. „Komm' mir, Vater!“ rief er ihm zu; der Missionär mußte also ins Feuer.

„Verflucht!“ brummte der Araber, als er den Vater bemerkte. „Muß ich dich auch hier treffen!“ Er haßte die Missionäre, denn er wußte es wohl, daß sie ihm im Sklavenhandel die größten Schwierigkeiten machten.

„Mein Freund, der Missionär,“ sagte der Häuptling, als er ihn dem Scheich vorstellte. „Er hat in seinem Waisenhanse viele starke, hübsche Kinder. Die besten, die ich dir verkaufte, sind von dort. Er hat noch manche andere; frage ihn nur, vielleicht verkauft er dir welche.“

„Ich verkaufe meine Waisenkinder nicht, im Gegenteil, ich bedauere es sehr, daß du, Häuptling, diesen Handel duldest.“

Der König richtete sich auf. „Was, du wagst es, mein Vorgehen zu tadeln?“

„Ich erhebe meine Stimme zugunsten so vieler Unglücklicher, die du und deine Leute zu armen Sklaven machst.“

„Habe ich denn nicht das Recht, meine Untertanen zu verkaufen,“ entgegnete der Sultan lebhaft.

„Der Vater hat kein Recht, seine Kinder zu verkaufen; du bist der Vater deines Volkes.“

„Der Vater hat das Recht; und übrigens bin ich mehr als ein Vater; ich bin Herr und kann über meine Leute verfügen, wie es mir gefällt“, erwiderte der König aufgebracht.

„Sultan, mich wundert's, daß du dich herbeiläßt, mit diesem Weißen zu sprechen“, warf jetzt der Scheich ein.

„Er ist mein Freund.“

„Wie kann sich ein Schwarzer so herabwürdigen, seine Freundschaft einem verfluchten Weißen zu schenken. Du kennst die Bosheit der Missionäre noch nicht.“

„Sind sie denn böse?“ fragte der König, der sich nach Kinderart von jedem Beliebigen sogleich beeinflussen ließ und vor allem vom schlaunen Araber, dessen Verschmitztheit er schon bewundert hatte.

„Sie sind deine größten Feinde!“

„Ja! Ein so großer Feind, daß ich mich seit 12 Jahren dem Wohle deines Volkes gewidmet habe. Ich habe Schulen errichtet, die Kranken gepflegt, die Waisen auferzogen und sie manches Nützliche gelehrt.“

„Das ist wahr, du hast für mich und mein Dorf schon viel getan“ . . . meinte der König nachdenkend.

„Glaub' mir's, Sultan, das hat alles seinen Grund. Wenn die Leute einmal auf seiner Seite sind, erhebt er sich und jagt dich davon.“

„Das ist nicht wahr! Niemand ist dir so treu wie wir Christen.“

„Glaub' ihm nicht. Anderswo haben es seine Genossen ebenso gemacht. Zuletzt haben sie sich dann als Sultane ausrufen lassen.“

„Wirklich?“ fragte der Sultan.

„Du lügst!“ schrie jetzt der Missionär entrüstet auf.

„Schweig!“ brüllte der Araber; „reize mich nicht. Nie hat mich jemand ungestraft einen Lügner geheißt! Schweig', sonst“ . . .

„Ich wiederhole es, du lügst! Noch nie hat ein Missionär das Volk aufgeheßt. Zwölf Jahre bin ich hier. Wenn ich das wollte, hätte ich es längst tun können. Der König kennt meine Treue, er weiß es, daß ich die Leute stets zum Gehorsam auffordere.“

„Das ist wahr,“ meinte der Sultan.

„So wahr, daß er dir heute noch das Recht absprechen will, deine Untertanen zu verkaufen; er beneidet dich um den Ruhm, um die schönen Kleider und um die Waffen, womit du deinen Aufstand einst unterdrücken kannst.“

„Hast nicht ganz unrecht“, bemerkte der Sultan nachdenklich.

„Sultan, wenn ich dein Feind wäre, würde ich den Sklavenhandel begünstigen.“

„Glaub' ihm nicht!“

„Schau', durch diesen Handel beraubst du dich vieler Untertanen und dann hätte ich es leicht, dich zu entthronen. Aber weil ich deine Macht wünsche, warne ich dich davor.“

„Sultan, die Sklaven sind jetzt auf dich erzürnt; er will sie jetzt zurückhaben, weil er weiß, daß er sich gegen dich auf sie verlassen kann. Übrigens, der Kauf ist abgeschlossen und du hast kein Recht mehr, ihn zu brechen.“

„Ich bin der Sultan!“ schrie der Häuptling erboßt.

„Und ich ein arabischer Scheich.“

„Alle müssen mir gehorchen!“

„Die Neger vielleicht. Ich kenne nur einen über mir, Allah, den Gründer der Sklaverei.“

„Siehst du nun, Sultan, wer dein wahrer Feind ist und deine Macht herabsetzt? Brich den Vertrag und fordere die Sklaven zurück. Höre auf ihr Flehen und erbarme dich ihrer! Bedenke, daß Gott sie frei erschaffen hat, daß er die Sklaverei nicht will, sondern sie verwirft!“

„Allah ist der wahre Gott, er hat die Sklaverei eingesetzt und durch Mohammed gelehrt. Genug, ich bin dieser Schwägereien müde. — Sultan, hast du mit mir noch etwas auszumachen?“

„Nein,“ erwiderte der wankelmütige Sultan. Die Worte des Missionärs hatten auf ihn tiefen Eindruck gemacht, aber er wollte es auch mit dem reichen, freigebigen Scheich nicht brechen. Und warum auch? Wenn er das Recht hatte, seine Untertanen zu töten, konnte er sie auch verkaufen. Und daß der Sklavenhandel etwas Herrliches sei, war ihm ausgemachte Sache.

Und doch! Der Missionär wußte so vieles; er war gewiß besser als seine Zauberer und der Scheich; wie, wenn er doch Recht hatte? Der Scheich hatte sich entfernt, der Pater aber fuhr fort, den Sultan zu bestürmen, daß er die Sklaven zurückverlange, daß er ihm seinen Anton und die Waisen wiedergebe.

„Zeige deine Macht und die Liebe zu deinem

Volke! Siehst du nicht, daß der Scheich die Neger verachtet? Er macht nur den Schwarzen zum Sklaven, weil er ihn als ein Vieh betrachtet. Sultan, ich habe viel für euch getan, als Entgelt verlange ich jetzt die Sklaven; ich bitte dich, ich beschwöre dich darum!“

Diese Worte blieben nicht ohne Wirkung.

„Ich möchte ja, aber was wird der Scheich dazu sagen?“

„Er muß nachgeben.“

„Das weiß ich; aber er wird sagen, daß ich dir gehorcht habe, daß nicht der Neger im Dorfe Herr ist, sondern der Weiße.“

„Kümmere dich um sein Reden nicht. Du gehorchst nicht mir, sondern Gott, in dessen Namen ich spreche.“

„Ja, aber . . .“

„Gut, wenn du nicht willst, wenn du bei deiner Herzenshärte verharrst, weißt du, was deiner wartet. Gott haßt dieses Laster; die Klagen der armen Sklaven werden zu seinem Throne empordringen und seinen gerechten Zorn über dich herab beschwören!“

Doch mit dieser tiefsten Warnung hatte der Missionär die falschen Saiten angeschlagen.

Der Hauptzug im Charakter des Sultans war Stolz und Selbstvergötterung. Von Jugend auf war er gewohnt, sich nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als göttliches Wesen betrachtet zu sehen. Er war von seiner göttlichen Macht überzeugt. Und jetzt kommt der Missionär und droht ihm den Zorn und die Strafe seines Gottes an; das war ihm zu viel.

„Ich fürchte niemand,“ rief er stolz aus, „auch deinen Gott fürchte ich nicht! Du drohst mir seine Rache an. Gut, es sollen die Sklaven ihrem Schicksale entgegengehen, und wenn der Scheich noch mehr will, soll er sie haben. Deine Waisen stehen ihm zur Verfügung. Wenn dein Gott es will, soll er sich ihrer annehmen, und wenn er mich strafen will, soll er es tun; ich fürchte ihn nicht!“

Mit diesen Worten trat der Häuptling in die Hütte. Der Missionär, von dieser Gotteslästerung wie niedergeschmettert, kehrte traurig in die Station zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der Todesschwur — ein afrikanisches Sittenbild. (Schluß.)

Allein der Sieger, seiner Überlegenheit gewiß, anstatt zu üben, stolzierte ganz siegesbewußt einher, ohne daß ihm der höhnische Blick des Ovanhe, dem er bisweilen begegnete, auffiel.

Unterdessen fanden an den Ufern des Kunene große Krokodiljagden statt. Zehn dieser Ungeheuer waren die Beute der gewandten und tapfern Ovampos. Auf Befehl des Königs wurden jedoch vier kraft- und prachtvollere Exemplare am Leben erhalten und in einem eingefriedeten Felde in der Nähe des Flusses untergebracht. Eines der Krokodile, ein vier Meter langes Prachtexemplar von rüstigem Körperbau und ganz außerordentlicher Behendigkeit, ließ der König drei Tage vor Schluß des Monats in ein Gehege absondern und unterwarf dasselbe einem strengen Fasten.

Schrecklich ist ein hungriger Wolf; noch weit schrecklicher muß aber ein hungriges Krokodil sein. Das durfte man wenigstens vermuten, wenn das Tier beim Gähnen seinen fürchterlichen Rachen öffnete, mit den scharfgewekten Zähnen knirschend und wütend gegen die starke Umzäunung sprang.

„Noch ein bißchen Geduld, Alter,“ murmelte vergnügt Ovanhe, wenn er tagtäglich, allerdings durch die Umzäunung geschützt, dem Krokodil einen Besuch abstattete. „Der Bissen wird dir umso vorzüglicher munden.“

Der entscheidende Tag zum Wettkampfe war angebrochen. Sämtliche Krieger standen bereit, in der Erwartung, vom Herrscher als Gegner Kanegolos bestimmt zu werden. Da sie den verwegenen Schwur Kanegolos kannten, waren ihre Geister zwischen zwei Meinungen geteilt: einerseits trieb sie der Ehrgeiz an, selbst die Palme zu erringen, damit der besiegte Kanegolo dem grausamen Los entrinne, lebendig zerhackt zu werden.

Die Ufer des Kunene bedeckten Hunderte von Eingeborenen in Erwartung des interessanten Schaupiels, welches ihnen ihr Herrscher versprochen hatte. Dieser schien in ganz heiterer

Stimmung zu sein, nur ein hämischer Zug verzerrte von Zeit zu Zeit die Mundwinkel. Er war von seinem ganzen Hofstaat, von einigen hohen Persönlichkeiten umgeben, ihm zunächst ein berühmter Zauberer, der regelmäßig den Regen heraufbeschwor, wenn — die Witterung regnerisch war, ferner der oberste Kriegsmarschall, dem zugleich die Anordnung der königlichen Jagden und Fischereien oblag, endlich ein Höfling, ein geriebener Pläneschmieder gegen Gut und Leben der Ovampos. Und den Hofstaat umgaben dreißig Krieger, auf ihre Lanzen gestützt.

Auf ein Zeichen der schwarzen Majestät drängte sich Kanegolo durch die Menge hindurch und gelangte bis zum König. Alles lauschte; aber nur die Zurückstehenden vermochten folgenden Wortwechsel zu vernehmen: „Kanegolo, du hast einen tollkühnen Eid geschworen. Unter Todesstrafe hast du die Verpflichtung übernommen, dich mit irgendwelchem Gegner zu messen und ihn zu besiegen. Siehe, hier ist er, der dir den Sieg streitig machen soll.“

Als auf einen neuen Wink des Herrschers die Ehrenwache sich teilte, fiel Kanegolos Blick auf ein mächtiges Krokodil, das zehn Mann nur mit Mühe im Zaume hielten. Kopf, Klauen und Schwanz waren einzeln für sich mit je zwei starken Tauen so zusammengeschnürt, daß es genügte, ein Ende jeder Fessel loszulassen, um dem Ungeheuer alsbald die Freiheit zu geben.

Dem Kanegolo sowie allen anwesenden Stammesgenossen lief ein kalter Schauer über den Rücken bei diesem Anblick. „Gnade! Erbarmen!“ flehte der Ärmste, indem er sich zu den Füßen des Tyrannen stürzte.

„Kanegolo,“ entgegnete dieser, „du hast mir dein Wort verpfändet, jetzt heißt es, dein Versprechen halten. Gehst du als Sieger aus der Prüfung hervor, so magst du von mir verlangen, was du wünschst; dazu gebe ich dir mein königliches Ehrenwort. Als Ziel gilt das andere Ufer des Kunene. Und weil du es bist, will ich in meiner Hochherzigkeit dir noch einen Vorsprung von fünf Faden geben.“

Mit seinem geübten Auge hatte der Wilde

die zirka 150 Faden abgemessen, die ihn vom entgegengesetzten Ufer trennten, und eingesehen, daß bei dieser Entfernung das gierige Krokodil ihn zwanzigmal verschlingen konnte. Als Ergebnis seiner Untersuchung verweigerte er die Annahme eines Wettkampfes, worin er einem sichern Tode entgegengehe, da er sich selbstverständlich nur in einen Wettkampf mit Menschen einzulassen beabsichtigt hatte.

Ovanye erwiderte ihm höhnisch lächelnd: „Hast du deinen feierlichen Eid schon vergessen, teurer Kanegolo, und die Bedingungen, die du selbst gestellt, daß du dich nämlich in Stücke zerhauen lassen wolltest, falls du von deinem Vorhaben abstehen solltest? Oder ziehst du vielleicht jene letzte Todesart vor? Jetzt schon, um dein Sträuben zu bestrafen, dürfte ich dich in Stücke zerschneiden lassen. Aber ich will noch einmal Milde walten lassen. Triff selbst die Wahl!“

„Nun, da ich mich unbedingt in diesen Kampf einlassen muß, so reiche mir doch wenigstens eine Waffe, damit ich mich gegen das Ungeheuer verteidigen kann.“

„Was, eine Waffe? Du hast ja gar keinen Wettkampf, sondern nur ein Wettschwimmen auszufechten.“

Kanegolo, überzeugt, daß alles Bitten und Beschwören einem so grausamen Tyrannen gegenüber nutzlos sei und daß er vielleicht noch leichter dem grausigen Rachen eines Krokodils entrinnen könne als diesem blutdürstigen Tyrannen, nahm einen verzweifelten Anlauf und tauchte in den Fluß, bevor der Tyrann neue Ränke erdachte. Erst zehn Meter vom Ufer tauchte er wieder auf, um Luft zu schöpfen.

„Der Kerl betrügt!“ rief Ovanye erregt, gab rasch einen Wink und im Nu war das Krokodil von seinen Fesseln befreit. Das ausgehungerte Ungetüm versuchte, sich auf seine Wächter zu stürzen, aber die Lanzen hielten es im Zaume

und mit Stoßschlägen und Lanzenstichen wurde es gegen das Ufer getrieben, wo es bald im Wasser einen schwarzen Punkt wahrte. Es war Kanegolo, der gerade an der Oberfläche erschienen war, um zu atmen. Das Tier witterte Menschenfleisch und stürzte sich pfeilschnell in den Fluß in der Richtung des schwarzen Punktes. Ein fürchterliches Geheul erhob sich, als die Ovambos das entsetzliche Tier direkt auf ihren Stammesgenossen zuschwimmen sahen. Beim Anblick seines Feindes tauchte Kanegolo und machte eine Schwenkung. Allein er hatte noch nicht den dritten Teil der festgesetzten Entfernung zurückgelegt, als er wieder an die Oberfläche kam und nur in geringem Abstände seinen gierigen Todfeind erblickte. Eine neue Schwenkung hätte ihn auf kurze Zeit außer Gefahr gebracht, wenn nicht sein schlauer Gegner jede Bewegung wahrgenommen hätte und ihm gefolgt wäre. So dauerte der Kampf noch einige Minuten weiter und immer geringer wurden die Aussichten Kanegolos. Zum letzten Male tauchte er zehn Meter vom Ufer auf und mit übermenschlicher Anstrengung suchte er dasselbe zu erreichen; dort winkte ihm Heil und Sieg . . .

In atemloser Spannung folgten die Ovambos dem grausigen Schauspiel, während der König schon bei seinen Untertanen einige Anwandlungen von Empörung merken konnte. — Da berührte Kanegolo das Ufer mit der Hand. Er war siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen . . . Allein seine Stammesgenossen hatten nicht einmal Zeit gehabt, ein Siegesgeheul zu erheben, als ein Mark und Bein erschütternder Schrei erscholl, während die Wasser des Kunene sich mit Blut färbten. Das Krokodil hatte seinen gähnenden Rachen geschlossen und die Hälfte des Körpers verschlungen.

Kanegolo hatte seine Wette gewonnen und zugleich dieselbe verloren. „K. u. C.“

Weiteres.

Aus der Schule. Lehrer: „Wie kommt es, daß das Meer nicht überläuft, obgleich ihm doch durch die Bäche, Flüsse und Ströme beständig eine ungeheure Wassermenge zugeführt wird?“ — Schüler: „Den Überfluß saufen die großen Fische.“

Für Ansichtskartensammler. Käufer: „Sie haben hier Ansichtskarten vom Bundeschießen, wann hat denn das stattgefunden?“ — Buchhändler: „Das wird erst nächstes Jahr stattfinden.“

Kur. J. J. 1.—; Flauring Th. D. 1.—; Franzensfeste Bar. Ap. 1.—; Freienfeld P. J. 1.—; Friesach J. v. G. 1.—; Gampers W. d. G. 63.—; Gaspolzhofen W. d. G. 45.90; Gmund Pfarramt 7.04; Gmunden Stpr. M. 3.—; Graz C. G. 18.—; R. S. 3.—; Grein Baron v. Br. 1.—; Gries b. Bozen L. 8.—; Grieskirchen J. Sp. 3.—; J. St. 2.—; Gunskirchen J. J. 1.—; Haag R. D. Th. R. 1.—; M. St. 1.—; Hadres M. L. 1.—; Hafing J. R. 4.40; Hall M. J. J. 2.—; Heiligenberg J. J. 1.—; Heilig-Kreuz a. W. M. S. 1.—; W. d. G. 55.20; J. W. 2.—; Hoffkirchen J. M. 1.—; Hohenems M. P. Sp. 10.—; Holzgau L. B. 1.—; Jachenau A. D. 1.55; Jamsbruck P. B. R. 10.—; J. J. —20; M. J. 4.—; M. B. 3.—; J. H. 2.—; L. L. 1.—; E. v. W. 3.—; Kaltern J. A. 1.—; Kährlich J. H. 9.40; Kennelbach Pfr. M. J. 2.—; Kirchbichl R. J. 1.—; Kirchham U. M. R. 1.—; Kiefernfelden J. R. 7.66; Klühbühl A. J. 3.—; Klagenfurt J. B. 1.—; Klaus G. G. —50; Kohlgrub M. D. 2.34; Kolagen J. M. 1.—; Kommingen J. B. 3.—; Kofstelen Pf. J. Sch. 1.—; Kössen M. Sch. 2.—; Kuchl M. G. 1.—; Lam C. D. —66; Lana M. J. 1.—; J. G. 8.—; J. S. 3.—; Längenfeld P. G. 1.—; Lappach J. J. 2.—; Leng i. d. L. A. M. R. 1.—; Lenggries L. S. 1.54; Letting A. R. 1.—; Lepnitz C. S. —57; Lienz J. W. 1.—; L. S. 3.—; Linz J. St. 1.—; J. St. 1.—; Lochau A. J. 1.—; Lutzen J. J. 3.—; Mals U. Sch. 4.—; J. H. 8.—; Marburg P. J. M. 1.—; Mannheim C. R. 3.20; Margreid C. H. —20; Koop. J. U. 1.—; Marling J. R. 18.—; Mareit Freiherr v. St. 1.—; Mattsee Pfr. M. G. 1.—; Mauer Pfr. R. A. 1.—; Mehrnbach C. R. 1.—; Meran J. G. 3.—; A. R. 1.—; Mittelberg R. M. 32.—; Mitten J. L. 1.—; Mühlbachl G. L. 1.—; München St. Ludwigs-Missionsverein 703.—; Nagyparad Dr. A. L. 1.—; Nals J. R. 1.—; Nauders J. M. 1.—; Neubauern A. R. 1.17; Neumarkt C. L. 1.—; A. B. 1.—; J. M. 2.—; Neustift Pfr. P. B. 3.—; Niederfappel J. G. 1.—; Pfr. J. S. 2.—; Nußbach W. d. G. 42.62; Oberdrauburg A. J. 1.—; Obermünzing A. M. 2.—; M. A. 8.—; Obervintl Prov. A. R. 1.—; Oberschneibing M. D. 3.51; Oberwang W. d. G. 68.80; Odrau T. J. 1.—; Ottwang W. d. G. 35.—; Passau Domb. G. 1.17; Pernau A. v. J. 4.—; Pettendorf W. d. G. 112.—; Petersburg Pf. C. J. 1.40; Pfalzen Pfr. L. 10.—; Pflach C. B. 1.—; Pichl J. H. 1.—; Plochau J. L. 2.—; Pöndorf R. J. B. 58.—; Bram M. B. 2.—; J. J. 4.—; Rabenstein Kur. C. H. 3.—; Raggal Pf. C. Sch. 1.—; Ranshofen J. D. 2.—; Reischach J. D. 1.—; Riehlern R. J. 1.—; Riehlhof J. Sch. 3.—; Rodened J. R. 3.—; Rohr J. W. 1.—; Saalfelden Pfr. Sch. 3.—; Saffig C. W. 0.32; Salzburg A. v. G. 10.—; J. Sch. 6.—; J. Sp. 2.60; W. d. G. 6.54; R. L. 1.—; C. Sch. 3.—; St. Andra Pfr. 3.—; St. Georgen W. d. G. 96.36; St. Johann i. P. D. R. 1.—; Sanft

Leonhard i. P. J. G. 1.—; St. Florian R. J. 3.—; St. Magdalena i. Gies L. P. H. 13.—; St. Nikolans M. A. 1.—; M. G. 1.—; Sanft Pauls B. W. v. B. 3.—; St. Peter A. R. 1.—; St. Pölten B. R. 18.—; A. B. 1.—; R. M. 1.—; A. B. 3.—; St. Ulrich R. M. 4.—; A. M. R. 5.—; Sarns B. Sch. 8.—; Sarntheim J. B. 1.—; Schattwald L. J. 1.—; Schidberg J. St. 1.—; Schiefer T. J. 3.—; Schlanders M. M. 2.—; Schlitterberg B. St. 1.—; Schnait J. J. 0.31; Schüttenhofen D. M. J. 1.—; Schwabmünchen J. W. 58.50; Schwarzenberg J. 10.—; Seefkirchen Kan. C. H. 1.—; Servola B. D. 4.—; Serten Pfr. B. 18.—; Siegsdorf A. D. —35; Sierning A. L. 14.—; J. M. 8.—; Spital R. T. 3.—; Staab P. G. G. 2.—; Sternberg Sch. 3.—; Strazing A. H. 2.—; Sulz J. B. 1.—; Taiten P. M. 1.—; Taitelberg R. Sp. 2.—; Telfes M. G. 1.—; Terlan A. D. 2.—; Ternberg W. d. G. 51.75; Thannstetten R. L. 6.—; Tiefenbach J. R. —57; Tirol J. B. 1.—; J. B. 1.—; Tramin T. v. G. 1.—; J. C. 1.—; Traunkirchen J. M. 18.—; Treus J. B. 1.—; Trient Prof. A. R. 3.—; Tüßling A. R. 1.17; Uffing A. M. 3.39; Ungenach W. d. G. 60.—; Unterach M. J. 1.—; Unterhagen J. M. 2.—; Untergerisfelden J. R. 1.17; Untermals M. M. 8.—; Untertilliach A. G. 1.—; Uttendorf J. D. 2.—; Uttenheim A. D. —60; Vandans Ch. Sch. 4.47; it. 2.—; Vierjach A. P. —40; Willnöß R. G. 8.—; Aus dem Wintjchgau Ungenannt 2200.—; Aus Borarlberg Ungenannt 100.—; Volbers J. A. 8.—; Völs A. R. 2.—; Waidring J. B. 8.—; Waizentkirchen J. M. 2.—; Wartberg P. B. 1.—; Weizelberg Gsch. J. 18.—; Wels W. 62.—; J. J. 8.—; Welsberg A. H. 1.—; J. A. 1.—; Westendorf M. B. 1.17; Prof. M. H. 30.—; Domk. J. R. 18.—; M. H. 2.60; Wilharting B. Sch. —31; Windisch-Wellach Pfr. M. M. 2.—; Wisowitz A. S. 1.—; Wufing Th. J. 3.—; Würzburg C. W. 2.34; Zakolan W. D. 2.50.

Zur Persolvierung von heiligen Messen sandten ein: Aus Afers 2.—; Alttraunheim R. 2.34; Aubing A. St. 8.77; J. G. 3.51; Bichlbach M. M. 5.—; Brigen R. A. 1.—; R. R. 8.—; Eif J. W. 8.40; Eghausen M. W. 1.17; Frohnleiten J. Sch. 2.30; Hausen J. Sch. 2.34; Heilig-Kreuz a. W. J. W. 12.80; R. R. 34.—; Kraunheim St. 1.17; Lassen M. R. 8.—; Landek J. W. 3.—; Melf Schw. M. 20.20; Mittelberg R. M. 201.—; Mühlendorf J. D. 3.51; München R. R. 70.20; Neubauern A. R. 4.68; Salzburg A. v. G. 8.—; J. Sp. 2.40; St. Valentin A. M. 18.—; Schruns Def. Ae. M. 8.—; Siegburg R. M. 11.75; Steele J. Sch. 70.50; Vandans J. Sch. 1.—; Bent Pfr. Th. 67.—; Waizentkirchen J. M. 4.—; J. J. 7.20; Wels J. L. 10.—; R. R. 10.—; Witterschlit J. J. 7.04.

Für die Missionen: Bezan C. J. 3.80; Bramberg J. R. 3.—; Gobrechtsham T. R. 2.—; Hohndorf Pfr. R. 2.94; Klagenfurt C. B.

48.—; Laaber Pfr. D. 2.65; Landeck D. H. Pfr. 16.08; Pinz M. G. 1.—; Magenbach Pfr. B. 3.51; Nikolsdorf Koop. D. G. 10.—; Pilsen J. L. 3.—; Ruprechtshofen Benef. G. 8.—; Schruns Def. A. M. 20.—; Vomp Pfr. R. 50.—.

Für Mjgr. Geier: Bozen A. G. 10.—; D. Linzer Quartalschrift 100.—; Pflach G. B. 2.20; Salzburg B. D. 100.—.

Effekten laudten ein: P. G. Karol eine Trompete. — D. J. L. Graz eine Mundharmonika. — R. S. Franzensfeste Briefmarken. — G. B. Dlang Ansichtskarten und Briefmarken.

Zur Taufe von Heidenkindern: Durnholz D. R. M. 20.— (Josef); Innsbruck L. B. 100.— (Luise, Maria, Josef, Anton); Schnaitsee F. P. 49.18 (Johann Nepomuk, Lorenz); Unterammergau Pfarramt 24.68 (Nikolaus).

Für die Heidenkinder: Marburg von der IIb- und IIIb-Klasse der Mädchen-Bürgerschule 7.22.

* * *

„O Herr, verleihe allen unseren Wohlthätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 8. Dezember 1908 bis 1. Januar 1909 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:

9	21	23	25	31	48	49	54	57	70	80	85	86	90	97	98	100	101	1	2	118	127	128	131	138	142	150
154	158	168	173	174	175	210	211	227	228	231	234	255	260	265	276	285	290	299	317	318	319	357				
358	363	370	373	379	395	403	407	414	442	450	452	467	472	483	490	492	493	506	509	520	536	537				
544	546	547	548	560	562	570	578	579	583	585	592	597	601	610	613	620	621	624	625	627	628	630				
634	653	654	664	666	672	677	679	680	683	686	693	696	708	715	717	718	719	727	730	736	737	746				
757	759	761	762	766	768	771	776	781	783	787	788	807	809	816	825	828	834	843	852	857	859	868				
880	895	915	918	941	947	955	958	961	967	975	983	996	1017	1008	1013	1021	1022	1026	1037	1046						
1048	1049	1054	1084	1086	1094	1096	1101	1107	1110	1111	1118	1123	1124	1125	1126	1130	1131	1132								
1139	1143	1147	1149	1153	1167	1169	1171	1172	1173	1179	1191	1211	1205	1207	1210	1220	1221									
1223	1235	1251	1256	1258	1259	1265	1270	1279	1287	1294	1295	1299	1305	1307	1308	1316	1322	1331								
1352	1354	1358	1363	1370	1378	1388	1390	1396	1453	1456	1461	1475	1477	1478	1490	1506	1512	1521								
1527	1536	1570	1576	1590	1608	1610	1613	1616	1631	1635	1636	1644	1651	1662	1664	1665	1679									
1682	1683	1689	1695	1697	1700	1724	1734	1743	1747	1752	1758	1773	1776	1797	1801	1837	1870	1883								
185	1892	1911	1912	1918	1930	1932	1933	1937	1952	1953	1954	1958	1961	1966	1972	1976	1991	1995								
2001	2002	2003	2012	2013	2018	2034	2039	2043	2049	2062	2067	2070	2071	2075	2089	2090	2093									
2122	2151	2154	2181	2182	2189	2194	2205	2208	2232	2257	2261	2268	2278	2280	2283	2292	233									
2319	2323	2326	2329	2341	2353	2356	2360	2367	2368	2378	2380	2383	2384	2386	2389	2394	2396									
2408	2412	2413	2415	2418	2420	2426	2427	2429	2440	2432	2434	2436	2454	2455	2457	2466	2469									
2472	2479	2489	2514	2517	2520	2530	2534	2557	2562	2568	2575	2576	2584	2591	2593	2601	2616									
2629	2651	2657	2663	2692	2700	2714	2718	2722	2726	2727	2735	2742	2754	2761	2763	2764	2765									
2776	2779	2785	291	273	2791	2799	2806	2824	2825	2840	2848	2852	2856	2857	2863	2866	2871									
2894	2897	2913	2916	2929	2939	2940	2950	2957	2963	2969	2970	2971	2973	2975	2980	2997	3005									
3012	3029	3032	3034	3055	3059	3070	3074	3080	3096	3100	3107	3109	3110	3115	3116											
3124	3128	3140	3151	3154	3172	3173	3176	3193	3198	3202	3206	3207	3217	3220	3226	3229	3233									
3249	3284	3285	3302	3316	3321	3332	3333	3346	3348	3349	3350	3351	3353	3355	3384	3396	3397									
3406	3407	3409	3417	3422	3427	3428	3440	3433	3441	3445	3447	3449	3450	3457	3478	3481	3482									
3489	3495	3497	3508	3509	3510	3518	3519	3536	3539	3540	3546	3554	3567	3572	3596	3601	3617									
3630	3667	3668	3669	3675	3702	3730	3782	3803	3804	3824	3854	3856	3901	3936	4004	4006	4021									
4024	4026	4027	4032	4037	4039	4047	4057	4066	4068	4069	4082	4089	4110	4118	4131	4145	4148	4155								
4159	4162	4166	4177	4193	4196	4200	4207	4214	4221	4227	5003	5004	5015	5019	5021	5024	5026	5034								
5066	5067	5069	5104	5121	5156	5157	5159	5160	5162	5168	5169	5176	5181	5182	5184	5187	5183	5190								
5200	5210	5230	5268	5283	5286	5388	5297	5298	5303	5306	5308	5316	5320	5325	5338	5367	5373	5380								
5384	5389	5400	5402	5408	5444	5460	5467	5468	5469	5470	5477	5481	5485	5528	5529	5530	5531									
5532	5533	5534	5535	5536	5537	5538	5539	5540	5541	5542	5543	5544	5545	5546	5547	5548	5561	5644								
5646	5653	5714	5721	5726	5759	6006	6020	6056	6083	6300	6361	6362	6399	6400	6405	6432	6448	6471								
6494	6500	6502	6535	6539	6585	6591	6607	6635	6643	6650	6660	6666	6680	6685	6703	6715	6733	6745								
6786	6818	6847	6863	6901	6928	6946	6964	6965	6992	6997	6998	7017	7026	7027	7034	7040	7043	7044								
7065	7066	7072	7073	7078	7079	7185	7087	7092	7097	7109	7112	7117	7119	7124	7133	7146	7156	7174								
7190	7207	7211	7218	7224	7238	7241	7256	7258	7264	7270	7276	7284	7293	7297	7299	7303	7307	7316								
7317	7318	7320	7326	7327	7330	7332	7333	7336	7338	8002	8006	8008	8009	8019	8022	8026	8043									

Prämien für Abonnentensammler.

Wer einen neuen Abonnenten gewinnt und uns den Betrag Kr. 2.— (2 Mk.) einsendet, erhält ein hübsches Herz Jesu-Bild. Wer zwei neue Abonnenten gewinnt und uns den Betrag von Kr. 4.— (4 Mk.) einsendet, erhält ein hübsches Herz Jesu-Bild und ein Papst-Bild.